



BiB Working Paper 2/2018

Gemalte Normalität – gemalte Normen – gemalte Kultur Was sagen Zeichnungen von Familien über familienbezogene Leitbilder aus?

Detlev Lück, Sarah Brod, Ibrahim Cakar, Helena Daum, Fayad Habib, Eva-Maria Hohaus, Andreas Jäger, Matthias R. Kern, Sarah Kornberger, Julia Lukjanenko, Julia Schultheis, René Vogel



Die Reihe „BiB Working Paper“ enthält Arbeiten aus dem Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB) und Beiträge, die in Kooperation mit anderen Forschungseinrichtungen sowie externen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern entstanden sind. Ziel ist es, Ergebnisse und Erkenntnisse möglichst zeitnah der wissenschaftlichen Fachöffentlichkeit zugänglich zu machen. Die Beiträge umfassen Zwischen- oder Endberichte von Forschungsprojekten, Studien und Gutachten des BiB, aber auch wissenschaftliche Artikel vor Annahme durch entsprechende Fachzeitschriften. Die Reihe unterliegt einem begrenzten institutsinternen Begutachtungsverfahren und die Veröffentlichungen geben die Ansichten der Autoren und nicht notwendigerweise die Position des BiB wieder. Die Working Paper erscheinen in unregelmäßigen Abständen und werden ausschließlich elektronisch und in englischer oder deutscher Sprache publiziert.

Zitiervorschlag:

Lück, Detlev; Brod, Sarah; Cakar, Ibrahim; Daum, Helena; Habib, Fayad; Hohaus, Eva-Maria; Jäger, Andreas; Kern, Matthias R.; Kornberger, Sarah; Lukjanenko, Julia; Schultheis, Julia; Vogel, René (2018): Gemalte Normalität – gemalte Normen – gemalte Kultur. Was sagen Zeichnungen von Familien über familienbezogene Leitbilder aus? BiB Working Paper 2/2018. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung.

Herausgeber:

Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB)
Friedrich-Ebert-Allee 4
D-65185 Wiesbaden
Telefon: +49 611 75 2235
Fax: +49 611 75 3960
E-Mail: post@bib.bund.de
De-Mail: kontakt@bib-bund.de-mail.de

Schriftleitung: Andreas Ette
Satz: Sybille Steinmetz

ISSN: 2196-9574
URN: [urn:nbn:de:biB-wp-2018-025](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:biB-wp-2018-025)

Alle Working Paper sind online abrufbar unter:
<http://www.bib-demografie.de/workingpaper>

© Detlev Lück, Sarah Brod, Ibrahim Cakar, Helena Daum, Fayad Habib, Eva-Maria Hohaus, Andreas Jäger, Matthias R. Kern, Sarah Kornberger, Julia Lukjanenko, Julia Schultheis, René Vogel 2018

Dieses Werk ist unter einer Creative Commons Lizenz vom Typ Namensnennung – Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International zugänglich. Um eine Kopie dieser Lizenz einzusehen, konsultieren Sie <http://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>



Gemalte Normalität – gemalte Normen – gemalte Kultur

Was sagen Zeichnungen von Familien über familienbezogene Leitbilder aus?

Zusammenfassung

Die hier dokumentierte Studie ist aus einem zu Lehrzwecken durchgeführten empirisch-methodischen Versuch heraus entstanden. Sie geht der Frage nach, inwieweit von Zeichnungen einer Familie, um die Probanden gebeten werden, auf die dahinterliegenden persönlichen oder kulturellen Leitbilder von Familie geschlossen werden kann und – falls dies zutrifft – was sich aus den 36 analysierten Zeichnungen konkret hinsichtlich der Familienleitbilder in Deutschland schließen lässt. Die Studie wurde 2013 im Rahmen eines Seminars an der Universität Mainz durchgeführt. Sie belegt, dass Zeichnungen sehr wohl ein wertvolles empirisches Material und ein methodischer Zugang zur Analyse von Familienleitbildern sein können. Allerdings sollte eine solche Analyse sich möglichst nicht auf eine reine Bildinterpretation stützen, sondern diese Interpretation durch nachträgliche auf die Zeichnung bezogene qualitative Interviews stützen. Das Leitbild der Familie in Deutschland erscheint im Lichte der Analysen stark auf die bürgerliche Kernfamilie fokussiert, bestehend aus einem verheirateten Paar aus Frau und Mann sowie etwa zwei minderjährigen Kindern, darunter ein Junge und ein Mädchen. Auch Großeltern und Haustiere sind zuweilen Teil der Vorstellung von Familie. Familienmitglieder halten eng zusammen und sind einander in Liebe verbunden. Familie bietet einen Schutzraum des Privaten gegen die Sorgen und Nöte, die in Beruf, Schule oder andernorts erfahren werden, und ermöglicht den Familienmitgliedern so Unbeschwertheit und glückliche gemeinsame Stunden. Familienleben findet zuhause im Eigenheim statt oder in der Natur – in jedem Fall an friedlichen und schönen Orten. Eine Vielfalt von Familienformen findet sich in den Familienleitbildern der Deutschen nur vereinzelt wieder.

Schlagworte

Leitbilder, Familienleitbilder, Theorie, Familie, Familienkonstellation, Pluralisierung, Familienbeziehungen, Zeichnungen, Bildanalyse, qualitative Methoden

Autoren

Dr. Detlev Lück, Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, Friedrich-Ebert-Allee 4, D-65185 Wiesbaden, Tel.: +49 611 75 2866, E-Mail: detlev.lueck@bib.bund.de

Sarah Brod, Ibrahim Cakar, Helena Daum, Fayad Habib, Eva-Maria Hohaus, Andreas Jäger, Matthias R. Kern, Sarah Kornberger, Julia Lukjanenko, Julia Schultheis, René Vogel, Johannes Gutenberg-Universität Mainz, Institut für Soziologie - Sekretariat, Jakob-Welder-Weg 12 (Raum 03-459), 55099 Mainz

Drawn Normality – Drawn Norms – Drawn Culture

What do Drawings of Families tell us about Family-Related Leitbilder?

Abstract

The study documented here is the result of an empirical-methodical experiment carried out for teaching purposes. It explores the extent to which drawings of a family, asked of study participants, can be used to draw conclusions regarding the underlying personal or cultural conceptions of family and – if this is the case – what can be concluded from the 36 drawings analysed with regard to family conceptions in Germany. The study was conducted in 2013 as part of a seminar at the University of Mainz. It proves that drawings can indeed be a valuable empirical material and a methodical approach to the analysis of family conceptions. However, such an analysis should not be based on a pure image interpretation alone, but ideally be supported by subsequent qualitative interviews related to the drawing. In the light of the analyses, the conception of family in Germany appears to be strongly focused on the middle-class nuclear family, consisting of a married couple of woman and man and about two minor children, including a boy and a girl. Grandparents and pets are also sometimes part of the association. Family members stick closely together and are united in love. Family offers a shelter of privacy from the worries and hardships experienced at work, school or elsewhere, allowing family members to enjoy carefree and happy hours together. Family life takes place at home in one's own home or in nature – in any case in peaceful and beautiful places. A variety of family forms can only be found sporadically in the family conceptions of the Germans.

Key Words

Leitbilder, family-related leitbilder, theory, family, family constellations, pluralisation, family relations, drawings, picture analysis, qualitative methods

Vorwort

Wer diesen Bericht in die Hand nimmt, dem wird möglicherweise die große Zahl von Autorinnen und Autoren auffallen. Sie lässt erahnen: Dies ist keine ganz gewöhnliche Ko-Autorenschaft. Es handelt sich um elf Teilnehmerinnen und Teilnehmer und den Dozent eines Seminars.

Dieses Seminar habe ich im Wintersemester 2012/2013 am Institut für Soziologie an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz (JGU) angeboten. Es hatte zu Beginn keinesfalls das Ziel, eine Studie durchzuführen oder einen Forschungsbericht zu schreiben. Gedacht war an ein „normales“ Seminar mit Referaten, Diskussionen und Hausarbeiten. Das Seminarthema „Familienbezogene Leitbilder“ ergab sich daraus, dass am BiB zur gleichen Zeit zu diesem Thema ein Forschungsprojekt begonnen hatte. Der Forschungsstand war weitgehend aufgearbeitet; die Erhebung befand sich im Feld. Mir fiel zu diesem Thema die Vorbereitung vergleichsweise leicht; bei den Studierenden hoffte ich, mit einem unmittelbaren Einblick in laufende Forschung Interesse zu wecken.

In dem Forschungsprojekt „Familienbezogene Leitbilder“ am BiB spielten Zeichnungen von Familie bis dahin keine nennenswerte Rolle. Wir hatten lediglich eine Hand voll davon gesammelt, um damit eine textlastige PowerPoint-Präsentation zu illustrieren. Unsere Datenerhebung bestand in einer standardisierten quantitativen Befragung. Die Frage, ob die Zeichnungen von Familien auch empirisches Material sein könnten, das sich auszuwerten lohnt, kam zwar auf, wurde aber aus Zeitgründen vorläufig nicht weiterverfolgt. Entsprechend hatte ich auch im Seminar nur eine einzelne Sitzung dafür vorgesehen, diese Frage mit den Studierenden zu diskutieren.

Diese Sitzung fand am 17.12.2012 statt. Die Seminarteilnehmerinnen und -teilnehmer brachten einen Stapel von Zeichnungen mit, gemalt von ihren Freunden, Bekannten und Verwandten. Wir sortierten sie nach verschiedenen Aspekten wie Alter, Bildung oder Migrationshintergrund. Wir fanden einerseits überraschend durchgängige Muster, andererseits aber auch Hinweise auf Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschen und Menschen mit Migrationshintergrund. Allerdings hatten wir zu wenige Zeichnungen, um sicher sein zu können, dass die Unterschiede nicht auf Zufall beruhten. Ohne allzu große Erwartungen fragte ich, ob jemand Lust habe, über die Weihnachtsferien weitere Zeichnungen zu sammeln, damit wir unseren Vergleich auf eine solidere Grundlage stellen könnten. Fast jeder im Raum meldete sich für die freiwillige Zusatzarbeit.

Damit waren die Weichen gestellt, die gewissermaßen „versehentlich“ zur vorliegenden Studie führten: Wir erhielten einen größeren Stapel Zeichnungen, die in unseren Augen ein sehr spannendes empirisches Material darstellten. Wir waren uns einig, dass es schade wäre, dieses Material nicht systematisch auszuwerten, mussten aber feststellen, dass der verbleibende Seminarplan keinen Raum dafür ließ. Die Idee kam auf, dass einige Teilnehmerinnen und -Teilnehmer – als Hausarbeit bzw. an deren Stelle – zu diesem Thema einen Auswertungsbericht anfertigen könnten. Die Idee stieß auf Begeisterung, und schließlich entschieden sich alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer, an dem Projekt mitzuarbeiten (auch wenn vier von ihnen nachträglich wieder abgesprungen sind).

Das Ergebnis ist ein Bericht, der in meinen Augen sowohl das BiB-Projekt „Familienbezogene Leitbilder“ als auch die Fachdiskussion in wertvoller Weise ergänzt. Darüber hinaus war die hier vorgestellte Studie Anlass und Inspiration für ein neues Projekt im Rahmen der Leitbildforschung am BiB, das mittlerweile ebenfalls durchgeführt wurde: „Familie in Bildern (FiB)“.

Neben diesem wissenschaftlichen Ertrag bleiben mir zwei erfreuliche Erkenntnisse. Erstens: Das Bachelor-Studium hindert Studierende in keiner Weise daran, sich für Themen zu begeistern, auf hohem Niveau zu diskutieren und sich über die Prüfungsordnung hinaus zu engagieren. Zweitens: Das humboldtsche Ideal der Einheit von Forschung und Lehre hat auch heute noch seine Berechtigung.

Detlev Lück

Inhalt

1	Einleitung	7
2	Forschungsstand	10
2.1	Bildanalyse von Familienzeichnungen als Methode	10
2.2	Empirische Befunde zu Familienleitbildern	12
3	Theoretischer Hintergrund und Bestimmung des Begriffs „Leitbild“	14
4	Methode	16
4.1	Bildanalyse von Familienzeichnungen als Methode der Leitbildforschung	17
4.2	Forschungsdesign	18
5	Konzepte, Motive und Stil der Bilder: Wie gehen die Zeichner grundsätzlich vor?	20
6	Wer gehört zur Familie? Generationen- und Geschlechterkonstellationen	23
7	Wer wird wie dargestellt? Charakteristika und Beziehungen der Familienmitglieder	26
8	Gibt es eine Pluralisierung der Familienleitbilder? Zwischen Dominanz der Kernfamilie und überzeichneter Vielfalt	30
9	Natur und Eigenheim: Welche Bedeutung hat die Kulisse?	33
10	Herz, Sonne, Ehering: Symbole in den Zeichnungen	36
11	Fazit und Diskussion	40
11.1	Möglichkeiten und Grenzen der Bildanalyse als Methode	40
11.2	Was lernen wir über familienbezogene Leitbilder?	42
	Literatur	43
	Anhang I: Bildmaterial	50
	Anhang II: Sozio-demografische Merkmale der Zeichnerinnen und Zeichner	69

1 Einleitung

Detlev Lück

Seit etwa zwei bis drei Jahrzehnten haben in erster Linie ökonomische Theorieansätze die familiensoziologische Forschung in Deutschland geprägt. Dabei werden Entwicklungen und Unterschiede in der Gestaltung privater Lebensformen auf individuelle bzw. auf Paarentscheidungen zurückgeführt, die sich am individuellen Nutzen bzw. am gemeinsamen Nutzen des Paares orientieren (vgl. Hill/Kopp 2006: 102ff.). Die Entscheidung für oder gegen Kinder etwa bemisst sich an dem subjektiv wahrgenommenen Wert von Kindern (Hoffman/Hoffman 1973, Nauck 2001) in Relation zu den Kosten und Opportunitätskosten, die durch ein Kind entstehen (vgl. insb. Becker 1993: 135ff.). So lässt sich beispielsweise der Rückgang der Geburten im frühen 20. Jahrhundert auf die gesunkene Bedeutung von Kindern als Arbeitskraft oder Alterssicherung zurückführen (Nauck 2001, 2007) und der Rückgang im späten 20. Jahrhundert auf die erhöhten Bildungsabschlüsse von Frauen, die ein höheres Humankapital und, im Falle einer Erwerbsunterbrechung, höhere Opportunitätskosten bedeuten (Becker 1993: 135ff.).

Der Fokussierung theoretischer Erklärungen auf individuelle Entscheidungen lässt sich zum einen als eine folgerichtige Konsequenz aus der Diagnose deuten, dass in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein Individualisierungsschub stattgefunden hat, der Individuen zunehmend von normativen Vorgaben und sozialen Barrieren befreit und auf sich selbst gestellt hat (Beck 1986: 161ff., Beck/Beck-Gernsheim 1993). Zum Zweiten lässt sie sich mit einem Boom computergestützter quantitativer hypothesentestender Forschung in Verbindung bringen, denn die ökonomische Theorie erlaubt es, Hypothesen zu formulieren, die sich mit gängigen Umfragedaten – wie sie seit den 1980er Jahren in großer Zahl entstanden sind – methodisch leicht testen lassen. Zum Dritten bieten ökonomische Ansätze, wie oben skizziert, plausible Erklärungen für viele Phänomene an, die in der Familienforschung zuletzt wahrgenommen wurden, etwa das Angleichen der Geschlechterrollen, die Destabilisierung von Partnerschaften, der Rückgang der Fertilität und die Pluralisierung der Lebensformen.

Dennoch sind auch immer Defizite der ökonomischen Theorien kritisiert worden (bspw. Burkart 1993, 1994). Trotz zahlreicher Modifizierungen und Erweiterungen der schlichten Logik des „homo oeconomicus“ bei der Übernahme ökonomischer Ansätze in die Rational-Choice-Theorie der Sozialwissenschaften (vgl. bspw. Savage 1954, Simon 1982, Lindenberg 1985, Esser 1990) bleibt unter anderem der Vorwurf bestehen, dass diese die Grenzen rationaler Entscheidungsfindung nicht hinreichend berücksichtigt, die etwa durch Unwissen und durch nach wie vor bestehende (wenn auch möglicherweise graduell abgeschwächte) normative Vorgaben bedingt sind. Unterstrichen wird die Kritik von empirischen Befunden, deren Erklärung ökonomische Ansätze an Grenzen stoßen lässt: So gibt es beispielsweise Schätzungen, dass über ein Drittel aller Schwangerschaften ungeplant entsteht (Mikolajczyk et al. 2001). So zeigen beispielsweise englischsprachige Länder wie die USA, Neuseeland, Australien oder Großbritannien vergleichsweise hohe Geburtenraten trotz einer geringen staatlichen Unterstützung bei der Kinderbetreuung (Sardon 2006, Borck 2010: 174ff., Tivig et al. 2011: 43-44), die doch im Sinne des Humankapitalansatzes eigentlich positiv mit Fertilität korreliert sein sollte und unter den übrigen „westlichen“ Industrienationen auch positiv korreliert ist. So bleiben beispielsweise die patriarchalen Muster partnerschaftlicher Arbeitsteilung trotz der gestiegenen Bildungsabschlüsse von Frauen erstaunlich stabil und retraditionalisieren sich zudem im Beziehungsverlauf, insbesondere im Zuge der Familiengründung (Grunow et al. 2007, Künzler et al. 2001: 92). Dadurch korreliert Bildung nur unter Frauen negativ mit Elternschaft und Kinderwunsch; unter Männern ist der Zusammenhang positiv (Schmitt/Winkelmann 2005: 8f., Eckhard/Klein 2006: 179). Die Häufung solcher schwer erklärbarer Befunde erhärtet den Eindruck, den unter anderem Hartmann Tyrell formuliert: „dass Rational-Choice innerhalb der deutschen Familiensoziologie in den letzten Jahrzehnten

zur vorherrschenden Theorieorientierung geworden ist, und [...] dass die Hegemonie von Rational-Choice der Familiensoziologie nicht gut täte“ (Tyrell 2006: 142).

Wohl auch als Konsequenz aus dieser Feststellung zeichnet sich in den vergangenen Jahren – vor allem auf internationaler Ebene – eine stärkere Hinwendung zu konstruktivistischen und interaktionistischen Theorien ab, die auch als „practical turn“ bezeichnet wird (u. a. Morgan 1996, 2011, Jamieson 1998, Smart/Neale 1999, Jurczyk 2014). Diese sind in der Lage, Handlungsmuster jenseits ökonomischer Kosten-Nutzen-Kalküle ex post verständlich zu machen. Allerdings sind sie kaum in der Lage, ex ante eine Hypothese zu erwartbaren Handlungsmustern herzuleiten. Dementsprechend verzichten sie auch weitgehend auf den Anspruch, verallgemeinerbare Erklärungen für familiales und generatives Verhalten anzubieten. Und dementsprechend bleiben sie in ihrer Anwendung weitgehend auf qualitative Forschung beschränkt. Andere Entwicklungen – insbesondere in Deutschland – zielen daher eher auf einen „practical turn“ innerhalb des methodologischen Individualismus ab: also darauf, handlungstheoretische Akteursmodelle dahingehend zu erweitern, dass sie kulturell-normative Einflüsse adäquat berücksichtigen (z. B. Schimank 2000, Kroneberg 2014).

Ein solcher Vorschlag stammt von Diabaté und Lück (2014, Lück/Diabaté 2015). Er greift das Konzept des Leitbildes auf, an dem sich Menschen in ihrem Handeln, oder vielmehr in ihrem Verhalten, orientieren. Dies gilt zunächst allgemein, wird von Diabaté und Lück aber am Beispiel von Familienleitbildern auf den Kontext Familie hin konkretisiert. Demnach haben Menschen durch Sozialisation erworbene, kollektiv geteilte, teilweise unbewusste, Orientierung stiftende und verhaltensrelevante bildhafte Vorstellungen davon, wie Familien, Partnerschaften, Eltern-Kind-Beziehungen und andere familiale Beziehungen typischerweise aussehen und aussehen sollten. Menschen lassen sich von diesen Leitbildern aus mindestens einem von drei möglichen Gründen leiten: Sie sind der persönlichen Überzeugung, dass es erstrebenswert ist, diesen Leitbildern nachzueifern. Sie gehen davon aus, dass ihr soziales Umfeld eine Orientierung an diesen Leitbildern von ihnen erwartet. Oder sie sehen in den Leitbildern ein etabliertes Muster, dessen Nachahmung einen in der Alltagspraxis bewährten, sicheren Weg darstellt. Letzteres – so unterstellen wir im Gegenzug zum ökonomischen Paradigma – ist nicht die Ausnahme, sondern die Regel: Menschen bedienen sich der vorgefertigten Muster, um in einem unüberschaubar komplexen Spektrum von Handlungsoptionen zu selektieren und den Überblick zu behalten. Sie ersparen sich den Aufwand einer eingehenden Beschäftigung mit allen prinzipiell vorhandenen Optionen nicht nur dann, wenn sie eine Entscheidung für wenig folgenreich halten. Sie tun dies auch bei folgeschweren Entscheidungen, wenn sie keine verlässlichen Informationen über die zu erwartenden Konsequenzen der verschiedenen Handlungsoptionen und somit keine Grundlage für eine rationale Entscheidung haben.

Vor allem für Lebensbereiche wie den der Familie, in denen sich sehr viele Menschen täglich wiederfinden, Handlungsoptionen wählen müssen und mit ihrer Wahl wiederum anderen ein Beispiel geben, sollten stark ausgeprägte Leitbilder existieren. Gerade in diesem Lebensbereich dürften die Konsequenzen bestimmter Handlungsoptionen – zumindest im Sinne quantifizierbarer subjektiver Kosten oder Nutzen – oft unbekannt sein: Werde ich mit einem bestimmten Menschen als Partner glücklich werden? Hätte ich bei einem anderen, den ich attraktiver finde, auch eine Chance? Wird es mir Freude machen, Kinder großzuziehen, oder werden sie mir eher Kummer bereiten und liebgewonene Freiheiten rauben? Wird es mir gelingen, Familie mit einem erfüllenden Beruf zu vereinbaren? All das ist schwer vor auszusehen. Daher ist es plausibel, dass sich Menschen bei solchen Fragen an Leitbildern orientieren – also an dem, was bei anderen (zumindest vermeintlich) gut funktioniert hat.

Damit ist nicht geleugnet, dass in all diesen Situationen *auch* rational reflektiert wird, dass rationale Entscheidungen *mit* in das Verhalten einfließen und dass sie in manchen Situationen das Handeln maßgeblich prägen können. Das Leitbild-Konzept versteht sich

nicht als Gegenkonzept zu Rational-Choice, sondern als ein Ansatz, der Rational-Choice komplementär ergänzt. Denn auch Hartmann Tyrell kritisiert nicht die Rational-Choice-Theorie per se, sondern „wohlgemerkt: die Hegemonie“ (Tyrell 2006: 142).

Auf die Frage, wie sich Familienleitbilder operationalisieren lassen und wie das Leitbild-Konzept methodisch umgesetzt werden könnte, sind verschiedene Antworten möglich. Eine besteht in dem Survey „Familienleitbilder (FLB)“ (Lück et al. 2013). Darin werden Vorstellungen von Normalität im Familienleben mit Hilfe von Items in einem standardisierten Fragebogen erfasst und nach der Erhebung mittels Hauptkomponentenanalysen zu Leitbild-Indikatoren gebündelt (Lück et al. 2015). Dieser Ansatz hat Vor- und Nachteile. Zu den Vorteilen gehört unter anderem, dass quantitative, standardisierte Daten weniger Raum für subjektive Interpretation lassen und damit objektivere Befunde ermöglichen. Auch der Nachweis von Unterschieden zwischen Nationen oder sozialen Gruppen kann so auf eine solidere Grundlage gestellt, quantifiziert und durch Signifikanzen untermauert werden. Zu den Nachteilen gehört, dass die Daten nur solche Leitbilder abbilden können, die von den Autoren des Fragebogens antizipiert wurden und durch entsprechende Indikatoren repräsentiert sind. Zudem können sie Validitätsprobleme aufweisen und Verzerrungen durch soziale Erwünschtheit unterliegen. Ein weiterer Nachteil ist der, dass in (quantitativen oder qualitativen) Befragungen grundsätzlich nur geäußert werden kann, was vom Befragten auch bewusst reflektiert wird. Ein nur unbewusst, latent vorhandenes und unreflektiertes Familienleitbild wird wahrscheinlich nicht erfasst.

Aus diesem Grund soll hier ein weiterer methodischer Ansatz geprüft werden, der die quantitativ-statistische Messung von Familienleitbildern möglicherweise komplementär ergänzen könnte: die Bildanalyse von Familienzeichnungen. Bei einem theoretischen Konzept, das unterstellt, dass Menschen *bildhafte* Vorstellungen im Kopf haben, liegt es nahe, zu fragen, ob sich diese (Leit-)Bilder nicht auch visuell erfassen, also beispielsweise malen oder zeichnen lassen. Sind Zeichnungen von Familie eine Art, Familienleitbilder zu „messen“? Wie valide, wie präzise, wie gut interpretierbar ist eine solche Art der Messung? Kann sie möglicherweise sogar tiefer in die Psyche eines Menschen eindringen und unbewusst verinnerlichte Leitbilder zugänglich machen, die anderen methodischen Zugängen verschlossen bleiben?

Diese Studie geht zwei miteinander zusammenhängenden Komplexen von Forschungsfragen nach. Der erste Fragenkomplex ist ein methodischer: Inwieweit eignen sich Zeichnungen von Familie als empirisches Datenmaterial, das mit Hilfe von Bildanalysen Rückschlüsse auf Familienleitbilder zulässt? Welche Art, welche Qualität von Erkenntnis ist auf diesem Weg möglich? Und was muss bei der methodischen Umsetzung beachtet werden?

Der zweite Forschungsfragenkomplex richtet sich an die Empirie: Wie sehen – im Lichte einer Bildanalyse von Familienzeichnungen – Familienleitbilder aus? Welche Aspekte von Familie (Größe, Zusammensetzung, Organisation, Beziehungsqualität, Funktionen, ...) gehören zu diesen Leitbildern? Welche Vorstellungen existieren zu diesen Aspekten jeweils? Und wie differenziert sich dieses Bild nach sozio-demografischen Merkmalen und nach ethnischer Zugehörigkeit bzw. regionaler und kultureller Herkunft?

2 Forschungsstand

Detlev Lück

Da die vorliegende Studie zwei Fragestellungen verfolgt – eine methodische und eine empirische –, ist auch im Hinblick auf beide Fragestellungen nach dem Stand der Forschung zu fragen.

2.1 Bildanalyse von Familienzeichnungen als Methode

Der Forschungsstand zur Methode der Bildanalyse von Familienzeichnungen und ihrer Bedeutung im Kontext der Erforschung von Familienleitbildern ist überschaubar. Im strengen Sinne ist ein solches methodisches Vorgehen unseres Wissens, zumindest im deutschsprachigen Raum, noch nicht publiziert worden. Insofern betritt die vorliegende Studie Neuland. Es gibt jedoch Beispiele, in denen ähnliche Methoden oder in denen die Methode in ähnlichen Kontexten angewandt wurde.

Ansätze der sozialwissenschaftlichen Bildanalyse beziehen sich überwiegend auf Grundlagen, die in den 1920er Jahren in Form der dokumentarischen Methode von Karl Mannheim (1964, 1980) und der Ikonologie von Erwin Panofsky (1974, 1994) gelegt wurden. Auch auf eine Weiterentwicklung der Ikonologie, die Ikonik von Max Imdahl (1988, 1996), nehmen aktuelle Studien Bezug. Ikonik und Ikonologie sind dabei vor allem von kunsthistorischen Interessen beeinflusst. So handelt es sich bei der Ikonologie um ein dreistufiges Interpretationsverfahren, das Panofsky zur Analyse von Kunstgemälden entwickelte. Es beinhaltet die Beschreibung des Sichtbaren (vorikonografische Beschreibung), die Deutung des Motivs auf der Grundlage von Vorwissen über das Dargestellte (ikonografische Analyse) sowie die Interpretation der Bedeutung des Gemäldes auf Basis einer Reflexion der Umstände seines Entstehens und der möglichen Motive des Künstlers (ikonologische Interpretation). Die Ikonik Max Imdahls betont dagegen die notwendige Einbeziehung bildimmanenter Hinweise und Sinnstrukturen eines Bildes, die sich in einem bewussteren „sehenden Sehen“ erschließen. Sie fordert, über das faktisch Dargestellte hinauszugehen und das eigentlich Künstlerische eines Kunstwerkes zu erfassen. Die dokumentarische Methode Karl Mannheims ist im engeren Sinne eine soziologische Methode, die – in der von Garfinkel, Berger und Luckmann fortgeführten Tradition – einen qualitativen interpretativen bzw. rekonstruktiven Zugang wählt. Auch Mannheim sieht drei Stufen vor: Nach dem Erkennen des objektiven Sinns, geht es darum, auch den subjektiven Sinn – die Motivation des Handelnden – zu erkennen sowie schließlich den *modus operandi* – die Art und Weise der Ausführung. Das zu interpretierende Material kann etwa eine beobachtete Handlung sein; die Methode lässt aber zu, dass sie auf anderes Material, wie zum Beispiel Zeichnungen, angewandt wird.

Aktuelle Beiträge beklagen allerdings, dass die Bildanalyse im Zuge des „linguistic turn“ seit den 1970er Jahren zunehmend marginalisiert wurde, und das obwohl die Bedeutung der Bildmedien zunehme (vgl. bspw. Bohnsack/Krüger 2004). Eine überschaubare Zahl von Autoren bemüht sich darum, eine zeitgemäße Methodik der Bildanalyse (wieder) zu etablieren. So bemüht sich beispielsweise Stefan Müller-Doohm (1993) um eine kultursoziologische Bildhermeneutik und skizziert Ansätze, auf die dabei zurückgegriffen werden könnte. Neben der bereits erwähnten Ikonologie und Ikonik sind dies Variationen der Hermeneutik, ähnlich wie sie in soziologisch-qualitativen Textanalysen zum Einsatz kommt. Ralf Bohnsack (2003) diskutiert bestehende Ansätze der Bildinterpretation und plädiert dafür, das sprachlich vermittelte Vorwissen über das Bild soweit wie möglich auszuklammern und sich auf das zu konzentrieren, was durch das Bild selbst kommuniziert wird. Das sei am besten über die Formalstruktur des Bildes möglich. Ähnliche Diagnosen, Diskussionen und Plädoyers sind bei Aglaja Przyborski (2008) zu finden. Sie fordert nach dem „linguistic turn“ nun einen „iconic turn“. Eine genaue Anleitung, wie

eine Bildanalyse vorgehen sollte, vermitteln die aktuellen Beiträge jedoch selten. Relativ konkrete und umfassende Vorschläge macht Regula Valérie Burri (2008): Ihr geht es um die Begründung einer kultursoziologischen Bildhermeneutik. Dazu sei es notwendig, einerseits die Kulturbedingtheit und andererseits die Kulturbedeutung von Bildern zu verstehen, was voraussetzt, den kontextspezifischen Sinn und die Handlungsimplicationen visueller Repräsentationen zu ergründen. Zu dem Katalog der Aspekte, die eine solche Bildhermeneutik einzubeziehen hat, gehört es „zu verstehen, inwiefern Bilder [...] als Ausdruck kultureller Deutungen, Bewertungen und Wissensordnungen interpretiert werden können“ (ebd., S. 346), aber beispielsweise auch „zu untersuchen, wie und von wem Bilder wahrgenommen und interpretiert werden“ (ebd.). Für Burri ist es entscheidend, die Praxis des Darstellens, die Materialität der Darstellung und die Visualität „konzeptuell zu verschränken“ (ebd., S. 347). Insofern legt Burri Grundlagen, die für die vorliegende Forschungsperspektive relevant sind, die jedoch deutlich darüber hinausgehen und in der Anleitung an eine konkrete methodische Umsetzung vage bleiben.

Die meisten der genannten methodischen Überlegungen beziehen sich zwar auf Bilder im Allgemeinen, haben aber zumindest implizit bestimmte Arten von Bildern vor Augen. An Zeichnungen wird dabei selten gedacht. Bei Stefan Müller-Doohm (1997), Panofsky (1974) oder Imdahl (1988) beispielsweise sind Bilder im Sinne von Gemälden gemeint. Wesentlich geläufiger als die Analyse gemalter oder gezeichneter Bilder ist die Analyse von Foto- oder Filmmaterial (vgl. Flick 2010: 304ff.). So vollführt beispielsweise Ralf Bohnsack (2001) eine Bildinterpretation am Beispiel eines Zigaretten-Werbeplakates und Deanna Nebert (2010) am Beispiel von Propagandapostern aus dem Zweiten Weltkrieg. Vereinzelt Beispiele der Analyse von Foto- oder Filmmaterial finden sich auch in der Familienforschung. Tino Schlinzig (2011) lässt Kinder, die zwischen den Haushalten ihrer in Trennung lebenden Eltern pendeln, ihre Mütter und Väter fotografieren – in deren jeweiligen Haushalten und ggf. gemeinsam mit ihren jeweils neuen Partnern und (Stief-) Kindern. Aus den Aufnahmen zieht er Rückschlüsse auf die Beziehungen zwischen dem Kind und den abgebildeten Familienmitgliedern. Sein methodisches Vorgehen erscheint jedoch diskussionsbedürftig, insbesondere weil die Interpretation sehr weit geht (sie bezieht u. a. die geometrische Anordnung von Tischkanten und Fluchtlinien ein) und weil die Aufnahmen „Schnappschüsse“, also nicht arrangiert sind. So könnten die Anordnung der Personen im Raum, ihre Haltungen und Blicke durchaus Zufall sein. Leider ist die Methode weder dokumentiert noch durch Verweise auf andere methodische Publikationen gestützt.¹ Ein Beispiel für eine Filmanalyse liefern Oliver Schmidtke und Frank Schröder (2012), die mit einem objektiv-hermeneutischen Ansatz die familialen Beziehungen und Interaktionen in Stanley Kubricks Kinofilm „The Shining“ untersuchen. Allerdings hat die Filmanalyse eher Ähnlichkeit mit der Inhaltsanalyse von Texten als mit der Bildanalyse einer Zeichnung, denn sie orientiert sich weniger an der Anordnung der Personen im Raum oder anderen Aspekte, die auch in einem tonlosen unbewegten Bild zu sehen wären, sondern vorwiegend an Handlung, Kommunikation und Interaktion.

Zeichnungen, insbesondere solche von Familien, finden sich eher in anderen sozialwissenschaftlichen Forschungsgebieten. So werden, wie alle Kinderzeichnungen, auch Kinderzeichnungen von Familien in psychologischen bzw. psychotherapeutischen Analysen zur Diagnose von Entwicklungs- und Persönlichkeitsmerkmalen, von Emotionen, subjektiven Wahrnehmungen oder von Verhaltensstörungen benutzt (vgl. z. B. Seidel 2007, Crotti/Magni 2002, Blank-Mathieu 2001). Dabei klingen familiensoziologische Aspekte mit an und können sogar sehr bedeutsam sein, zum Beispiel wenn als Ursache für psychische Belastungen Gewalt oder Konflikte in der Familie oder der Verlust eines Familienmitglieds in Betracht gezogen werden. Aber auch nicht-pathologische Beziehungen zu anderen Familienmitgliedern werden untersucht. So wird beispielsweise unterstellt, dass aus der Größe, in der bestimmte Personen dargestellt werden, oder aus

¹ Die hier als Quelle angegebene PDF-Fassung des Vortrags verzichtet auf eine Dokumentation der Bildanalysen mit Verweis auf den Datenschutz. Auch methodische Hinweise werden nicht gegeben. Möglicherweise wird dies in einer ausstehenden Dissertation von Tino Schlinzig nachgeholt werden.

der räumlichen Anordnung der Familienangehörigen im Bild zueinander auf deren (subjektiv wahrgenommene) soziale Beziehungen geschlossen werden kann (Blank-Mathieu 2001: 4.3). Allerdings wird die Analyse der Zeichnungen nicht unabhängig betrieben, sondern in einen Kontext gestellt, bei dem neben dem Vorwissen über die Verfassung und Situation des Kindes beispielsweise auch die Erklärungen des Kindes der verschiedenen Dinge eine Rolle spielen, die es gezeichnet hat. Dazu findet in der Regel nachträglich ein Gespräch statt.

Auch andere Sozialwissenschaften verwenden Kinderzeichnungen, um Dinge zu erfassen, die Kinder altersgemäß (mutmaßlich) noch nicht präzise genug artikulieren können, um sie zum entsprechenden Thema zu befragen. Dies gilt beispielsweise für die Medienforschung und die emotionale Verarbeitung von Filmen durch Kinder (vgl. z. B. Neuß 2005). Elisabeth Scheibelhofer (2006) nutzt Zeichnungen auch von Erwachsenen für Netzwerkanalysen. Die „egozentrierten Netzwerkzeichnungen“, die sie von österreichischen Nachwuchswissenschaftlerinnen in den USA anfertigen lässt, stellen deren wichtigste Interaktionspartner dar. Es werden also wiederum soziale Beziehungen abgebildet. In diesem Falle hilft die Zeichnung bei der Ordnung und Systematisierung eines komplexen Sachverhaltes, der sich grundsätzlich auch mündlich artikulieren lässt. Es wird aber gleichzeitig eine Kommunikationsform genutzt, die einen Forschungsgegenstand, der zum Teil auf Empfindungen und Emotionen beruht, möglicherweise in mancher Hinsicht besser zum Ausdruck bringen kann. Gemeinsam ist diesen beiden und anderen sozialwissenschaftlichen Studien, dass die Zeichnerinnen und Zeichner der Bilder nachträglich befragt werden und dass sich die Interpretation ganz wesentlich auf die nachträglichen Kommentare stützt – nicht nur auf die Zeichnungen selbst. Mitunter werden Zeichnungen auch lediglich als „Aufhänger“ für qualitative Interviews, also als Anlass- und Stichwortgeber für Interviewfragen verwendet. Gegenstand der Analyse ist dann im Grunde nicht mehr das gemalte Bild, sondern (wie in jedem qualitativen Interview) die Interviewtranskription, die meist inhaltsanalytisch ausgewertet wird. Der Befragte interpretiert sein Bild gewissermaßen selbst und gibt bereits die Interpretation als Datenmaterial zu Protokoll. Einfluss auf die Befunde hat die Zeichnung nur insofern, als sie das Gespräch auf bestimmte Themen lenkt, die in einem narrativen oder in einem Leitfadenterview so wahrscheinlich nicht zur Sprache gekommen wären.

2.2 Empirische Befunde zu Familienleitbildern

In Bezug auf den empirischen Forschungsstand zu Familienleitbildern sieht die Lage nicht viel anders aus. Auch hier ist die Zahl der Publikationen überschaubar, die sich im strengen Sinne mit dem gleichen Forschungsgegenstand auseinandersetzen. Die Zahl wird allerdings durchaus beträchtlich, wenn man Literatur einbezieht, die sich verwandten Fragestellungen widmet. Generell ist es problematisch, dass sich im Kontext soziokultureller Vorstellungen von Familie und familialen Beziehungsformen bislang weder ein einheitliches theoretisches Konzept noch eine einheitliche Terminologie durchgesetzt hat. Insofern ist es kaum möglich, die Forschung zu Familienleitbildern klar abzugrenzen. Unter dem Begriff (Familien-) Leitbild werden unterschiedliche Sachverhalte verhandelt; gleichzeitig werden ähnliche Sachverhalte unter unterschiedlichen Begriffen diskutiert.

Eine äußerst akribische Aufarbeitung des Forschungsstandes zum Thema *Leitbilder in den Sozialwissenschaften* allgemein hat Katharina D. Giesel (2007) vorgenommen. Den Forschungsstand zum Thema *Familienleitbilder*, wie er für die vorliegende Studie relevant erscheint, haben Diabaté und Lück (2014) aktuell aufgearbeitet. Auf diese beiden Arbeiten sei an dieser Stelle verwiesen. Im Folgenden soll lediglich eine überblicksartige Zusammenfassung der wichtigsten Befunde vorgenommen werden, um die Relevanz der Fragestellung und die Sinnhaftigkeit des theoretisch-methodischen Zugangs beurteilen zu können.

Als Pionier und Klassiker der Forschung zu Familienleitbildern wird meist auf Gerhard Wurzbacher (1958) verwiesen. Er erfasst zwar keine kulturellen oder subjektiven Vorstellungen, doch er untersuchte 164 Familienbiographien auf einheitliche Muster und schließt von diesen auf dahinterstehende Leitbilder, die er auch als solche benennt. Die Tatsache, dass er dabei bereits Tendenzen hin zu einer Pluralisierung des Familienlebens feststellt, unterstreicht die naheliegende Frage, ob dieser Schluss zulässig ist oder ob die Verhaltensmuster nicht eher einem noch auf anderem Wege zu erfassenden Vorstellungsmuster gegenübergestellt werden müssten.

Subjektive oder kulturelle Vorstellungen werden in großer Zahl gemessen und zur Erklärung von familialem Verhalten herangezogen, solange es sich um einzelne Einstellungsitems handelt. Mitunter werden solche einzelnen Items auch als Indikator für komplexere Familienleitbilder gedeutet (vgl. bspw. Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung 2012: 35ff.). Selten wird jedoch versucht, Familienleitbilder in ihrer ganzen Komplexität empirisch abzubilden. Ein Beispiel dafür geben Birgit Geissler und Mechthild Oechsle (1990). In qualitativen Interviews befragen sie junge Frauen nach Risiken und Optionen auf dem Weg ins Stadium des Erwachsenseins, insbesondere im Hinblick auf Erwerbsarbeit und Beschäftigungsform. Sie stellen fest, dass sich die Lebensplanung im Dilemma zwischen kinderloser Berufskarriere und nicht erwerbstätiger Mutterschaft und der Suche nach eventuellen dritten Wegen bewegt. Die Antwortmuster fassen sie zu Leitbildern zusammen wie dem der „guten Mutter“, der „Mitverdienerin“ oder der „berufstätigen Frau“ (die mit jeweils komplementären Leitbildern für die Rolle des Mannes gepaart sind). Ein ähnliches Beispiel ist eine von Friedrich W. Busch und Wolf-Dieter Scholz (2006) herausgegebene Studie, die die Lebensplanungen von Jugendlichen hinsichtlich Ehe, Familie und Arbeitsteilung in der Partnerschaft in sechs Ländern anhand von standardisierten Befragungen untersucht. Trotz hoher Akzeptanz nichtkonventioneller Formen der Lebensführung erweist sich die Orientierung an der bürgerlichen Kernfamilie insgesamt über alle Länder hinweg als stark. Sowohl im Hinblick auf den Ländervergleich als auch im Hinblick auf sozio-demografische Merkmale zeigen sich vergleichsweise kleine Unterschiede.

Christiane Dienel (2003) vergleicht Frankreich und Deutschland (und teilweise Großbritannien) hinsichtlich ihrer Leitbilder des Umgangs von Müttern mit ihren Kleinkindern in den ersten Lebenswochen. Sie analysiert wohlfahrtsstaatliche Rahmenbedingungen und Geburtsstile, Ratgeberliteratur und vor allem Internet-Diskussionsforen hinsichtlich der dort geäußerten Vorstellungen wie beispielsweise der zur richtigen Ernährung des Kindes. Sie findet Unterschiede, die sie als historisch gewachsene Mentalitäten deutet, etwa den, dass in Deutschland großer Wert auf natürliche Geburt und natürliches Stillen gelegt wird, während in Frankreich eine auch körperlich größere Distanz zwischen Mutter und Kind als normal empfunden wird. Einen Deutschland-Frankreich-Vergleich nimmt auch Kerstin Ruckdeschel (2009) vor. Sie betrachtet Kinderwünsche in Abhängigkeit verschiedener gesellschaftlich etablierter Mutterleitbilder und veranschaulicht diese anhand der dazu komplementären „Gegen-Leitbilder“: der deutschen „Rabemutter“ einerseits und der französischen „Gluckenmutter“ („mère poule“) andererseits.

Gemessen an anderen Aspekten der familialen Lebensgestaltung sind es vor allem die Geschlechterrollen bzw. die Aufgabenteilung zwischen Frau und Mann in der Partnerschaft, zu deren Erklärung kulturelle Leitbilder herangezogen werden. (vgl. bspw. Pfau-Effinger 1996, Pfau-Effinger et al. 2009, Klement/Rudolph 2003, Beckmann 2007, Lück/Hofäcker 2008, Beier/Rupp 2009). Überwiegend werden Leitbilder als theoretische Konstrukte eingeführt, um Unterschiede in den Verhaltensmustern im Ländervergleich zu erklären. Dabei kommen nicht nur sehr unterschiedliche Operationalisierungen, sondern auch unterschiedliche Definitionen zum Einsatz. Oft fehlt eine explizite Begriffsdefinition allerdings gänzlich. So wird das Konzept der Leitbilder zum Teil quasi synonym zu sozialen Normen oder Werten verwendet. Die einzigen uns bekannten aktuellen Arbeiten, die sich explizit um eine systematische Konzeptualisierung bemühen, sind die eingangs erwähnten von Katharina D. Giesel (2007) und von Diabaté und Lück (2014).

3 Theoretischer Hintergrund und Bestimmung des Begriffs „Leitbild“

Detlev Lück

Gerade angesichts der fehlenden Etablierung des Leitbildkonzeptes in der soziologischen Fachterminologie und Theorie bedarf es hier einer präzisen Bestimmung. Dabei orientieren wir uns an Diabaté und Lück (2014). Diese definieren *Familienleitbilder* als „Leitbilder, die sich inhaltlich auf den Lebensbereich Familie beziehen“ (ebd.: 56) und *Leitbilder* als „Bündel aus kollektiv geteilten bildhaften Vorstellungen des ‚Normalen‘, das heißt von etwas Erstrebenswertem, sozial Erwünschtem und/oder mutmaßlich weit Verbreitetem, also Selbstverständlichem“ (ebd.: 56). Diese drei Charakteristika sind hier von besonderem Interesse und sollen daher noch weiter ausgeführt und differenziert werden.

Ein Leitbild vereinigt *idealtypischerweise* drei Kriterien auf sich: (1) Es wird vom Akteur selbst als etwas Erstrebenswertes wahrgenommen, also positiv konnotiert – vergleichbar einer Einstellung oder einer Wertvorstellung. (2) Es wird vom Akteur als etwas sozial Erwünschtes wahrgenommen, also als etwas, dessen Beachtung vom sozialen Umfeld positiv und dessen Missachtung negativ sanktioniert wird – vergleichbar einer sozialen Erwartung oder einer Norm. (3) Es wird vom Akteur als etwas Selbstverständliches² wahrgenommen, das er nicht hinterfragt, sondern in entsprechender Situation routinenhaft – automatisiert umsetzt – vergleichbar einem Frame bzw. einem Skript oder dem, was die Wissenssoziologie als Alltagswissen bezeichnet.

Diese drei Merkmale vereint ein Leitbild vor allem deswegen, weil es sich aus vielen kulturell-normativen Vorstellungen zusammensetzt, von denen jede einzelne jeweils den Charakter von Einstellungen oder Werten, den von Normen oder Erwartungen oder den von Alltagswissen haben kann. So bündelt beispielsweise das Leitbild der Alleinverdiener Ehe unter anderem die Vorstellungen, dass Frau und Mann verheiratet zusammenleben, dass der Mann Vollzeit arbeitet, dass die Frau allenfalls geringfügig erwerbstätig ist, dass das Paar Kinder hat oder haben will, dass er genug Geld verdient, um die Familie davon angemessen zu ernähren, dass sie den Haushalt im Griff hat und hauptverantwortlich die Betreuung der Kinder übernimmt, dass auf externe Kinderbetreuung weitestgehend verzichtet wird, etc. Dabei mag z. B. der Kinderwunsch in erster Linie persönliche Wunschvorstellung sein, der Verzicht auf externe Kinderbetreuung eher eine wahrgenommene soziale Norm und das Zusammenleben von Frau und Mann in der Ehe unhinterfragtes Alltagswissen. Das Leitbild erhält seinen zwischen diesen drei Kategorien changierenden ambivalenten Charakter spätestens dadurch, dass es die unterschiedlichen einzelnen Vorstellungen zu einem in sich stimmigen Gesamtkonzept vereint. Zum Teil werden aber auch bereits einzelne Vorstellungen ambivalenten Charakter haben – und beispielsweise gleichzeitig persönliche Einstellung und soziale Erwartung des Umfeldes sein.

Ungeachtet dessen kann ein Leitbild vom Idealtypus abweichen und ausschließlich oder überwiegend den Charakter des Gewünschten, des Erwünschten *oder* des Selbstverständlichen annehmen. Es kann, anders ausgedrückt, in einem vergleichsweise „sortenreinen“ Bündel aus Wertvorstellungen, aus Normen *oder* aus Alltagswissen bestehen. Dies dürfte vor allem bei Menschen der Fall sein, die in die Mehrheitsgesellschaft wenig integriert sind – die beispielsweise einer politischen, religiösen oder ethnischen Minder-

² Der Charakter des Selbstverständlichen ließe sich präzisieren und dabei möglicherweise weiter differenzieren. Als selbstverständlich kann ein Leitbild (oder eine Vorstellung innerhalb eines Leitbildes) in dem Sinne erscheinen, dass es sich einer individuellen Entscheidung scheinbar kategorisch entzieht, weil es beispielsweise vermeintlich biologisch determiniert ist (wie etwa die Zuständigkeit innerhalb eines Elternpaares für das Stillen eines Säuglings). Oder es ist in einem Maße gesellschaftlich etabliert und institutionell gefestigt, dass es keine praktikable Alternative dazu zu erkennen ist (wie etwa die Selbstbeschränkung auf monogame Lebenspartnerschaften). Ein Leitbild kann auch in dem Sinne als selbstverständlich gelten, dass es zuvor von vielen Menschen in gleicher Situation erprobt wurde und somit bewährt erscheint (wie etwa das Einhalten der biografischen Abfolge von Beziehungsfestigung, Zusammenziehen, Heirat und Familiengründung).

heit angehören. Insbesondere in einem solchen Fall kann ein Akteur zu ein und demselben Thema (z. B. zu der „richtigen“ Aufgabenteilung zwischen Frau und Mann in einer Beziehung) auch mehrere Leitbilder gleichzeitig haben, von denen beispielsweise eines seine persönliche Idealvorstellung darstellt und ein anderes die von seinem sozialen Umfeld mutmaßlich erwartete Normalität. Für Migranten, die in einer anderen Gesellschaft sozialisiert wurden, als sie gegenwärtig leben, kann dies der Regelfall sein. Doch auch für Menschen, die innerhalb Deutschlands umziehen, für jene, die sich beruflich bedingt in anderem sozialen Milieu bewegen als privat, oder für Pioniere oder Nachzügler eines gesamtgesellschaftlichen kulturellen Wandels ist eine solche Gleichzeitigkeit zweier einander widersprechender Leitbilder wahrscheinlich.

In dieser Studie sind jene Leitbilder von besonderem Interesse, die vorwiegend das dritte Kriterium erfüllen: die als eine im Regelfall nicht reflektierte Selbstverständlichkeit wahrgenommen werden und als Bündel von Alltagswissen bezeichnet werden könnten. Was ein Akteur selbst positiv bewertet oder als Erwartungsdruck zu spüren glaubt, muss ihm bewusst sein, sodass er es in einer Interviewsituation äußern kann. In dem Maße, in dem Leitbilder Werte und Normen in sich bündeln, lassen sie sich also grundsätzlich auf dem Weg der Befragung erfassen. Jene Leitbilder, die dem Akteur so selbstverständlich erscheinen, dass er sie nicht reflektiert, bleiben der Befragung dagegen wahrscheinlich unzugänglich. In Bezug auf diese könnten Zeichnungen von Familie bzw. die Bildanalyse derselben eine methodische Lücke schließen.

Leitbilder können nicht nur auf der Mikro-, sondern auch auf der Makroebene identifiziert werden. Für diese Differenzierung soll im Folgenden von *individuellen Leitbildern* einerseits und von *kollektiven Leitbildern* andererseits gesprochen werden. Zwar existieren Leitbilder zunächst nur in Form von subjektiven Vorstellungen einzelner Individuen, so dass sie immer auch einzelnen Menschen zugeschrieben und als individuelle Leitbilder bezeichnet werden können. Doch im Regelfall gleichen sich die Vorstellungen der Menschen innerhalb einer Gesellschaft oder einer sozialen Gruppe, so dass Leitbilder meist auch charakteristisch für bestimmte Gruppen oder Gesellschaften sind und somit kollektive Leitbilder darstellen. Individuelle Leitbilder können herangezogen werden, um in Analysen auf der Mikro-Ebene individuelle Verhaltensunterschiede zu erklären. Kollektive Leitbilder können herangezogen werden, um Länderunterschiede oder Unterschiede in Abhängigkeit von der sozio-ökonomischen oder sozio-demografischen Lage zu erklären.

Dafür, dass sich die Vorstellungen der Menschen innerhalb einer Gesellschaft oder einer sozialen Gruppe gleichen – dass es also so etwas wie kollektive Leitbilder gibt –, lassen sich nachvollziehbare Gründe nennen: Leitbilder werden auf dem Weg der Sozialisation vermittelt, und Menschen, die in der gleichen Gesellschaft aufwachsen, kommen tendenziell mit den gleichen Sozialisationsinstitutionen in Kontakt. Darüber hinaus werden Leitbilder von den Menschen in der Kommunikation und Interaktion im Alltag reproduziert und aufeinander abgestimmt. Auch hier sollten Menschen, die sich im gleichen sozialen Umfeld bewegen, tendenziell zu gleichen Vorstellungen von Normalität gelangen. Dass sie das zumindest im Regelfall tun, ist für das Funktionieren einer Gesellschaft erforderlich, weil Menschen in ihrem Umgang miteinander und in der Gestaltung sozialer Institutionen auf gemeinsame Realitätsvorstellungen angewiesen sind. Kollektive Leitbilder erfüllen also eine soziale Funktion. In dem Maße, in dem sie innerhalb einer Gesellschaft variieren, können sie zu Desintegration und zu sozialen Konflikten führen. In dem Maße, in dem sie zwischen verschiedenen Gesellschaften variieren, erscheinen sie uns als kulturelle Eigenheit oder besondere Mentalitäten.

Leitbilder sind *sozial unscharf* (Schulze 1993: 213f.): Sie existieren nur graduell und sind allenfalls in ihrem Kern, nicht aber in ihren Details genau zu bestimmen. Das gilt zunächst auf der Mikro-Ebene, weil ein Individuum von der „normalen“ Familie oft nur diffuse, ungenaue Vorstellungen hat. Wenn sich also die Vorstellungen eines Menschen in einer sozialwissenschaftlichen Studie nicht scharf abbilden lassen, so muss das nicht

unbedingt auf ein methodisches Problem hindeuten, es kann auch (zum Teil) eine Eigenheit des Gegenstandes an sich sein. Die Unschärfe individueller Leitbilder kommt weiterhin dadurch zustande, dass es der theoretischen Perspektive und Interpretation des Forschers überlassen bleibt, welche Vorstellungen als Bündel gemeinsam ein Leitbild ausmachen. Mehrere Forscher können zu unterschiedlichen Beschreibungen kommen, auch wenn jede für sich genommen legitim ist. Für kollektive Leitbilder auf der Makro-Ebene kommt schließlich hinzu, dass sich die Vorstellungen der Menschen im gleichen Kollektiv nicht *vollständig* decken. Nur für einen Kernbestand an Vorstellungen wird sich – hin und wieder – ein weitgehender Konsens feststellen lassen, jedoch niemals für jedes Detail. Für die Erforschung von Leitbildern kommen zwei weitere Schwierigkeiten hinzu: Zum einen können sich Leitbilder (auf der Mikro- und auf der Makro-Ebene) im Laufe der Zeit *wandeln*. Im Zuge dessen kann ein Leitbild auch an sozialer Schärfe zunehmen oder diffuser werden. Zum anderen stellt sich für kollektive Leitbilder jeweils die Frage, *welchem Kollektiv* sie zugerechnet werden. Auch darauf gibt es nicht immer eine eindeutige Antwort: So kann ein Leitbild beispielsweise als charakteristisch für Deutschland gelten, wenn man ein größeres Maß an Unschärfe akzeptiert, aber bestenfalls als charakteristisch für Akademiker in urbanen Zentren in Deutschland, wenn ein kleineres Maß an Unschärfe akzeptiert wird.

Aufgabe einer empirischen Leitbildforschung kann es somit nur sein, graduell existente Leitbilder zu identifizieren, sich dabei auf besonders relevante Leitbilder zu konzentrieren, aber auch eine gewisse Ambivalenz und Pluralität unterschiedlicher Leitbilder in der Beschreibung zuzulassen. Leitbilder können und sollten nicht nur inhaltlich beschrieben, sondern auch im Hinblick auf formale Aspekte charakterisiert werden. Dazu gehört zunächst die Frage, wie stark die Leitbilder ausgeprägt sind – also auf einheitlichen, weit verbreiteten, eindeutigen und detaillierten Vorstellungen beruhen. Dazu gehört auf der Mikro-Ebene die Frage, ob Leitbilder eher den Charakter des Gewünschten, des Erwünschten oder des Selbstverständlichen haben oder ob sie alle drei Kriterien gleichermaßen auf sich vereinen. Auf der Makro-Ebene gehört dazu die Frage, auf welches Kollektiv sie zu beziehen sind.

In dieser Studie wird versucht, von Zeichnungen auf die dahinterliegenden Leitbilder zu schließen. Dies geschieht in einem ersten Schritt in Bezug auf die individuellen Leitbilder der Zeichnerinnen und Zeichner der jeweils vorliegenden Bilder. In einem zweiten Schritt geschieht dies in Bezug auf kollektive Familienleitbilder in Deutschland, indem über alle Zeichnungen hinweg wiederkehrende Motive und Muster gesucht werden. Ausgegangen wird dabei zunächst von der Gesamtheit aller Zeichnerinnen und Zeichner, die gewissermaßen (wenn auch nicht repräsentativ) für die Wohnbevölkerung Deutschlands stehen. Schließlich wird nach Hinweisen gesucht, inwieweit sich die kollektiven Leitbilder anhand der erfassten sozio-demografischen Merkmale der Zeichnerinnen und Zeichner (Geschlecht, Alter, Bildung, Nationalität bzw. Herkunft, inkl. der Differenzierung nach Ost- und Westdeutschland) differenzieren lassen.

4 Methode

Detlev Lück

Nicht nur der theoretische, auch der methodische Zugang dieser Studie ist wenig etabliert und bedarf einiger Erläuterungen. Zunächst soll gefragt werden, welche Vorzüge und welche Nachteile die Bildanalyse von Familienzeichnungen im Vergleich zu anderen methodischen Zugängen hat und in welcher Weise sie zum Forschungsstand einen Beitrag leisten kann (4.1). Im Weiteren soll die konkrete methodische Vorgehensweise der vorliegenden Studie vorgestellt und begründet werden (4.2).

4.1 Bildanalyse von Familienzeichnungen als Methode der Leitbildforschung

Wie in Abschnitt 2 dargestellt, lässt sich Leitbildforschung mit sehr unterschiedlichen Mitteln betreiben. Neben standardisierten Befragungen (Busch/Scholz 2006) und quantitativen Sekundäranalysen (Ruckdeschel 2009) werden unter anderem qualitative Interviews (Geissler/Oechsle 1990) und Inhaltsanalysen (Dienel 2003) durchgeführt, um Leitbilder zu identifizieren. Quantitative und qualitative Zugänge sind gleichermaßen legitim und sinnvoll, je nachdem, worin das zentrale Erkenntnisinteresse besteht: Der quantitative Ansatz ermöglicht grundsätzlich präzisere Beschreibungen zur Verbreitung von Leitbildern auf Basis repräsentativer Stichproben sowie Hinweise auf mögliche kausale Wechselwirkungen auf Basis von Korrelationen. Allerdings ist er auf Standardisierung angewiesen und somit darauf, dass der Forschungsgegenstand bereits hinreichend bekannt ist, um ihn in Fragen und Antwortmöglichkeiten vorzuformulieren. Dort, wo das nicht der Fall ist und es zunächst darum geht, das grundlegende Spektrum vorhandener Familienleitbilder zu bestimmen, sind offene Erhebungsinstrumente erforderlich – und somit ein qualitativer Ansatz. Dieser ermöglicht außerdem eine höhere Validität und erlaubt es, Leitbilder inhaltlich präziser zu bestimmen.

Befragungen – seien sie standardisiert oder offen – haben den Vorteil, dass sie wenig Raum für Fehlinterpretation lassen. Solange sie deutlich genug formuliert ist, enthält die Antwort des Befragten bereits eine mehr oder minder wörtlich zitierbare Erkenntnis. Ihre Grenzen findet die Befragung vor allem dort, wo Leitbilder teilweise oder vollständig unreflektiert sind. Was dem Befragten selbst nicht bewusst ist, kann er nicht artikulieren. Und von Leitbildern müssen wir annehmen, dass sie zum Teil nicht reflektiert werden – und möglicherweise gerade dann besonders stark ausgeprägt und wirkungsmächtig sind. Um solche unbewussten Aspekte von Familienleitbildern zu erfassen, die gewissermaßen zu selbstverständlich erscheinen, als dass sie im Interview geäußert würden, bieten sich (neben hermeneutischen Verfahren) unter anderem Inhaltsanalysen an. Insofern sind qualitative Inhaltsanalysen als eine Methode mit spezifischen Stärken und Schwächen zu betrachten, die andere Zugänge komplementär ergänzt.

Nach der Wahl einer Inhaltsanalyse als Methode zur Erfassung von Leitbildern stellt sich die Frage nach dem empirischen Material, das analysiert werden soll. Genau genommen werden auch qualitative Interviews inhaltsanalytisch ausgewertet. Um die genannten spezifischen Stärken der Inhaltsanalyse nutzen zu können, müssten jedoch Texte oder andere Informationsträger ausgewertet werden, die nicht durch ein Interview entstanden sind und nicht durch die bewusste Reflektion eines Interviewpartners gefiltert wurden. Um *gesellschaftliche Leitbilder* (auf der Makroebene) zu erfassen, bieten sich dabei sehr viele Materialien an. Zu denken wäre beispielsweise an Gesetzestexte, Formulare, Werbespots, TV-Serien, Liedtexte, Romane usw., wobei jeweils vermutlich sehr viel Material gesichtet werden müsste, bevor Hinweise auf Familienleitbilder gefunden werden.

Um die *persönlichen* Leitbilder eines Menschen (auf der Mikroebene) zu erfassen, bieten sich vergleichsweise wenig Materialien an, da Individuen wenige Materialien standardmäßig von sich aus produzieren. Eine Möglichkeit bieten Kontaktanzeigen (Buchmann & Eisner 2001; Braun 2001; Gerke 2012). Um Material zu erhalten, das möglichst viele Rückschlüsse auf Familienleitbilder zulässt, erscheint es sinnvoll, es gezielt zu diesem Zweck produzieren zu *lassen* – in vergleichbarer Weise zu den Fragen in einem Interview. Hier wiederum bieten sich Zeichnungen an. Zwar werden (wie zuvor dargestellt) in der familiensoziologischen Forschung eher Fotografien als Zeichnungen eingesetzt, was angesichts der Verbreitung von Mobiltelefonen mit eingebauter Kamera zeitgemäß erscheint. Doch diese können nur abbilden, was Untersuchungsteilnehmer real vorfinden. Eine Zeichnung aber bietet einen Zugang zu der inneren Vorstellungswelt des Teilnehmers, die er möglicherweise nicht oder nur unvollständig mitteilen kann. Insofern verspricht eine qualitative Inhaltsanalyse von Zeichnungen von Familien ein vielversprechendes Verfahren zu sein.

Die Bildanalyse von Familienzeichnungen verknüpft in gewisser Weise Ansätze der Befragung und Ansätze der Inhaltsanalyse. Durch die Aufforderung, ein Bild zu malen, setzt sie – ähnlich wie eine Befragung – selbst den Stimulus, der zum Datenmaterial führt. Theoretisch könnte man eine große repräsentative Stichprobe ziehen und sich von ihr Bilder malen lassen (auch wenn sich das angesichts des vergleichsweise aufwändigen Auswertungsverfahrens nicht unbedingt anbietet). Die Zeichnung als Medium aber ist – ähnlich wie das Datenmaterial der Inhaltsanalyse – potenziell geeignet, um Unbewusstes und Unreflektiertes zu erfassen. Dabei unterliegt sie allerdings auch allen Risiken einer Fehlinterpretation, der auch die Inhaltsanalyse unterliegt. Eine Strategie, auch dieses Defizit in den Griff zu bekommen, ist es, die Bildanalyse mit einem qualitativen Interview über das gezeichnete Bild zu verknüpfen und sich die Bedeutung der unterschiedlichen Details erklären zu lassen – so wie es in anderen sozialwissenschaftlichen Studien getan wird (vgl. Abschnitt 2.1).

Sofern sie nicht im nachträglichen Interview entsprechend erläutert wird, bietet eine Zeichnung zahlreiche Möglichkeiten für Fehlinterpretationen. Das, was gezeichnet wird die Art, wie es gezeichnet wird, kann durch gänzlich andere Umstände beeinflusst sein als durch die Vorstellungen des Zeichners von einer „normalen“ Familie: Es kann an den (mangelnden) Fähigkeiten des Zeichners liegen, dass er bestimmte Details ergänzt oder weglässt. Es kann daran liegen, dass er viel oder wenig Zeit, viel oder wenig Spaß am Malen, eine große Auswahl gespitzter Stifte oder nur einen klecksenden Kugelschreiber zur Verfügung hatte. Auch unterschiedliche Anweisungen wie „Male eine Familie“ oder „Male Deine Traumfamilie“ können unterschiedliche Ergebnisse provozieren. Ohne eine Erläuterung ist die inhaltliche Interpretation spekulativ und muss mit Zurückhaltung betrieben werden. Grundsätzlich gilt: Von einem einzelnen Bild auf ein individuelles Leitbild zu schließen, ist wahrscheinlich hochgradig spekulativ und darf allenfalls in der Form betrieben werden, dass Interpretationsmöglichkeiten aufgezeigt werden. Zuverlässiger erscheint es, von einem Muster oder einer Regelmäßigkeit, die sich über eine große Zahl von Zeichnungen erstreckt, auf gesellschaftliche Leitbilder zu schließen.

4.2 Forschungsdesign

Die methodische Vorgehensweise in der vorliegenden Studie besteht aus zwei Phasen: Vor der Bildanalyse selbst, der zweiten Phase, steht die Sammlung von Familienzeichnungen, also eine Feldphase.

Die Feldphase begann mit der Akquirierung von Untersuchungsteilnehmerinnen und -teilnehmern. Diese wurden durch die Studierenden, die an der Studie mitgearbeitet haben, im Bekannten- und Verwandtenkreis rekrutiert. Die Auswahl erfolgte nach keinen besonderen Regeln der Stichprobenziehung. Die einzige Vorgabe bestand darin, dass die Teilnehmer nach Möglichkeit keine sozialwissenschaftliche Vorbildung haben sollten. Daher ist die Stichprobe als explorativ anzusehen. Da häufig Geschwister oder Peers der Studierenden rekrutiert wurden, sind in der Zusammensetzung der Stichprobe vor allem junge Erwachsene und Akademiker überrepräsentiert. Auch Frauen sind überproportional vertreten (vgl. Anhang II). Insgesamt beteiligten sich 36 Zeichnerinnen und Zeichner an der Erhebung. Mit enthalten sind auch vier Zeichnungen (Bilder Nr. 1, 2, 21, 36), die ein paar Monate zuvor von Kolleginnen im BiB-Forschungsprojekt „Familienbezogene Leitbilder“ zur Illustration einer textlastigen PowerPoint-Präsentation gesammelt worden waren (vgl. Vorwort).

Die Teilnehmer wurden gebeten, mit Stiften ihrer Wahl auf einem DIN A4-Blatt eine Familie zu zeichnen. Die genaue Anweisung lautete im Regelfall: „Zeichne, was Du persönlich mit ‚Familie‘ verbindest!“ Auf Nachfrage wurde ggf. erläutert, dass man nicht notwendigerweise seine eigene Familie zeichnen sollte, sondern die, die man sich vorstellt, wenn man das Wort „Familie“ hört. Eine als wünschenswert empfundene idealisierte Familie

war ebenso zulässig wie eine als besonders typisch wahrgenommene Familie oder eine, mit der man besondere negative Assoziationen verbindet. Die Zeichnerinnen und Zeichner wurden gebeten, die Projektverantwortlichen schriftlich zu autorisieren, die gezeichneten Bilder zu wissenschaftlichen Zwecken verwenden und abdrucken zu dürfen.

In einigen Fällen wurden die Zeichner nachträglich befragt, um die Bedeutung bestimmter gezeichneter Elemente zu erfassen. So wurde zum Beispiel ggf. gefragt, inwieweit die Zusammensetzung der gezeichneten Personengruppe (z. B. ein heterosexuelles Paar) persönlich als nötig oder wünschenswert angesehen werde, um von „Familie“ sprechen zu können, oder warum bestimmte Symbole oder Objekte im Hintergrund ergänzt wurden.

Ergänzend zu den Zeichnungen wurden einige zentrale sozio-demografische Merkmale der Person festgehalten, die das Bild gezeichnet hatte, um die Analyse später nach diesen Merkmalen differenzieren zu können. Erfasst wurden: Alter, Geschlecht, Bildungsgrad, im Falle von Migranten: Herkunftsland bzw. Herkunftsländer, im Falle von Menschen ohne Migrationshintergrund: die Herkunft aus Ost- oder Westdeutschland.

Die Vorgehensweise in der Feldphase war jedoch nicht einheitlich. Von der eben dargelegten Vorgehensweise, die grundsätzlich verabredet war und in der Mehrzahl der Fälle auch eingehalten wurde, wurde vor allem in Bezug auf die Formulierung der Anweisung zum Zeichnen des Bildes sowie die nachträgliche Befragung der Zeichner auch oft abgewichen. Dies ist dem besonderen Umstand geschuldet, dass sich die Studie aus einem Sitzungsthema eines Universitätsseminars heraus entwickelt hat. Die Zeichnungen, die insbesondere in der Anfangsphase vergleichsweise unsystematisch mit verschiedenen lautenden Anweisungen gesammelt wurden, wurden dennoch in die Analyse mit einbezogen. Gleiches gilt für die Zeichnungen ohne unterstützende Hinweise aus einer nachträglichen Befragung. Diese werden auch deswegen als gleichermaßen geeignetes Datenmaterial angesehen, weil die vorliegende Studie sich insbesondere für die Frage interessiert, inwieweit die Bildanalyse von Zeichnungen ein geeignetes Mittel sein kann, um andere Methoden der Leitbildforschung komplementär zu ergänzen, und inwieweit Leitbilder in Zeichnungen von Familien zum Ausdruck kommen.

Die Bildanalyse orientiert sich, soweit dies möglich ist, an den Konzeptionen der dokumentarischen Methode von Mannheim (1964, 1980) und der kultursoziologischen Bildhermeneutik von Burri (2008), geht aber, mangels einer speziell für die hier gestellte Forschungsfrage anwendbaren Methodik, ein Stück weit intuitiv vor und wird im Laufe des Forschungsprozesses justiert. Sie orientiert sich insoweit an Prinzipien der Hermeneutik, als die subjektive Deutung stets in Gruppen und im Dialog mehrerer Forscher miteinander erfolgt. Sie beachtet formale Aspekte der Bildgestaltung (vgl. Bohnsack 2003), wie die Wahl der Stifte, der Farben, die Raumaufteilung des Bildes oder die Anordnung von Bildelementen. Sie misst ihnen jedoch nur begrenzte Bedeutung zu, da sich im Gespräch mit Studienteilnehmern zeigte, dass sie in vielen Fällen keine inhaltliche Bedeutung haben. Die meisten Teilnehmer sind keine geübten Zeichner: Sie wählen beispielsweise Stifte und Farben deshalb aus, weil sie eben schnell zur Hand waren, oder sie schätzen den Platz, den sie benötigen werden, falsch ein und kommen so zu asymmetrischen Raumaufteilungen oder verzerrten Größenverhältnissen. Zentrale Bedeutung wird daher den Inhalten zugewiesen: dem, *was* dargestellt wird, nicht dem, *wie* es dargestellt wird. Damit sind die Analysen jedoch keineswegs notwendigerweise auf objektive Tatbestände (wie etwa die Zusammensetzung der Familie) beschränkt: Da die Zeichner um ihre technischen Defizite wissen, versuchen sie oft erst gar nicht, Beziehungsaspekte oder andere „unsichtbare“ Vorstellungen zur Familie durch die formale Bildgestaltung zum Ausdruck zu bringen, sondern fügen im Zweifel Symbole oder sogar erläuternde Texte in ihre Zeichnung ein. So finden Zeichner mit unterschiedlichen technischen Fähigkeiten unterschiedliche Ausdrucksmöglichkeiten, um ihre persönlichen Vorstellungen einer Familie mitzuteilen. An diesen muss sich die Interpretationsstrategie anpassen. Die Entscheidung, in welchen Fällen formale Aspekte der Bildgestaltung inhaltlich zu interpretieren seien, war daher jeweils dem inter-subjektiven Eindruck des interpretierenden Forscherteams überantwortet.

Die Zeichnungen wurden auf sieben Aspekte hin analysiert. Mit einer Ausnahme wurde jeder dieser Aspekte in die Zuständigkeit jeweils eines Forscherteams gelegt und wird in jeweils einem der folgenden Kapitel verhandelt. Analysiert wurden die Zeichnungen im Hinblick auf:

1. *Konzepte, Motive und Stil*: Wie gehen die Zeichner grundsätzlich vor? Wie interpretieren sie die Anweisung? Wählen sie als Motiv eine Gruppe von (mutmaßlich miteinander verwandten) Personen – oder etwas anderes? Versuchen Sie sich (im Rahmen ihrer Möglichkeiten) an einer realistischen Darstellung oder abstrahieren sie in irgendeiner Weise? (Kapitel 5)
2. *Familienmitgliedschaft*: Sofern eine Gruppe von Personen – also die mutmaßlichen Familienmitglieder – gezeichnet werden: Wie setzt sich diese Gruppe zusammen? Wer gehört zur Familie? Wie viele Generationen sind zu sehen? Welche Geschlechterkonstellationen werden dargestellt? (Kapitel 6)
3. *Charakteristika der Familienmitglieder*: Welches Familienmitglied wird wie dargestellt, zum Beispiel in Bezug auf Körpergröße, Frisur oder Kleidung? Welche Attribute werden den verschiedenen dargestellten Personen zugeschrieben? (Kapitel 7)
4. *Beziehungen zwischen den Familienmitgliedern*: Welche Hinweise ergeben sich auf die Beziehungen verschiedener Familienmitglieder untereinander, etwa die Paarbeziehung, die Eltern-Kind-Beziehungen, die Geschwisterbeziehungen? Wie werden die Personen in Relation zueinander (etwa im Hinblick auf Nähe und Distanz) dargestellt? (ebenfalls Kapitel 7)
5. *Hinweise auf Pluralisierung*: Spiegelt sich in den Bildern eher die Dominanz der bürgerlichen Kernfamilie oder eher eine (überzeichnete) Pluralisierung der Lebensformen? Kann man von einer Pluralisierung der Familienleitbilder ausgehen?
6. *Setting und Hintergrund*: Wird die Personengruppe in eine Kulisse gestellt? Gibt es einen Hintergrund oder Dinge, die die Gruppe der Familienmitglieder umgeben? Falls ja, was wird dort dargestellt und was könnte dessen Bedeutung für die Vorstellung von Familie sein?
7. *Symbole und Text*: Wird neben oder in der Zeichnung Text ergänzt? Werden Symbole dazu gezeichnet, wie zum Beispiel ein Herz oder ein Ehering? Was sagen Texte oder Symbole für das jeweilige Leitbild der Familie aus?

Zur Erinnerung sei an dieser Stelle noch einmal angemerkt, dass die hier vorgestellte Studie nicht von Beginn an als wissenschaftliches Forschungsprojekt angelegt war. Sie war ursprünglich lediglich als pädagogisches Experiment gedacht und hatte nicht den Anspruch, wissenschaftliche Erkenntnisse zu generieren. Daher folgt nicht jeder Schritt ihrer methodischen Umsetzung im strengen Sinne wissenschaftlichen Prinzipien. Und daher ist ihre Aussagekraft in mancher Hinsicht begrenzt. Gleichwohl orientiert sich die Vorgehensweise (auch aus pädagogischen Gründen) eng an dem, was in einer „richtigen“ Studie angemessen gewesen wäre, so dass die im Folgenden vorgestellten Ergebnisse – mit gewissen Vorbehalten – durchaus einen wissenschaftlichen Erkenntnisgewinn enthalten.

5 **Konzepte, Motive und Stil der Bilder: Wie gehen die Zeichner grundsätzlich vor?**

Fayad Habib, René Vogel, Detlev Lück

Im folgenden Abschnitt werden die Zeichnungen im Hinblick auf ihre grundlegenden Konzepte, Motive, Stile und Strukturen untersucht. Wir gehen den Fragen nach, welche Herangehensweisen beobachtbar sind und ob es dabei über die verschiedenen Zeichnungen

hinweg sich wiederholende Muster gibt. Ferner versuchen wir die Frage zu beantworten, ob bei der Wahl der Herangehensweise jeweils inhaltliche Motive eine Rolle spielen, von denen möglicherweise auf die persönlichen Leitbilder des Zeichners geschlossen werden kann, oder eher äußere Umstände wie beispielsweise die (begrenzten) Zeichenfähigkeiten.

Bei der Beurteilung der Herangehensweise der Studienteilnehmer an ihre Aufgabe, ihr Bild von Familie zu zeichnen, muss zunächst auf die Hürden hingewiesen werden, vor denen diese stehen. Diese bestehen zum ersten in den begrenzten zeichnerischen Fähigkeiten jedes einzelnen Teilnehmers. Grundsätzlich muss unterstellt werden, dass die meisten Zeichner durch diese Ausdrucksform in ihrer Ausdrucksfähigkeit relativ stark eingeschränkt sind, zumal Malen und Zeichnen in unserem kulturellen Raum keine generell gut entwickelten und geübten Tätigkeiten sind. Faktisch schwanken die zeichnerischen Fähigkeiten der Teilnehmer individuell deutlich. Als zweite Hürde kommt hinzu, dass für viele Teilnehmer Familie wahrscheinlich mehr bedeutet als das Arrangement aus einer bestimmten Anzahl von Familienmitgliedern, wie sie beispielsweise auf Familienportraits zu sehen ist, dass sich aber abstrakte Vorstellungen wie Werte oder Normen, die ebenfalls mit dem Konzept von Familie verknüpft sein mögen, weniger einfach darstellen lassen. Es fehlt möglicherweise an Ideen, die eigenen Vorstellungen visuell-szenisch umzusetzen, an verfügbaren Symbolen bzw. an archetypischen Situationen, Geschichten und an Erzähl- bzw. Bildstrukturen. Ähnliches gilt für Gefühle und Haltungen, auch wenn dafür eher noch Darstellungsmöglichkeiten gefunden werden. Einen Vorsprung haben hier symbolisch bereits generierte Kommunikationsmedien, die meist ein oder mehrere entsprechende Bilder mitliefern. Dementsprechend werden tatsächlich auch oft Symbole ins Bild mit eingefügt.

In den stilistischen Vorgehensweisen der Zeichner finden sich zwei grundlegende Kategorien: zum einen der hauptsächlich vorkommende realistische Zeichenstil sowie zum anderen die seltener gewählte Form der abstrakten Darstellung (Bilder Nr. 32-35). Bei der realistischen Darstellung steht die Absicht im Vordergrund, klar und nachvollziehbar zum Ausdruck zu bringen, was sich der Zeichner und wie er es sich vorstellt. Bei der abstrakten Darstellung hingegen soll etwas symbolisch zum Ausdruck gebracht werden, das sich eigentlich nicht (oder nur schwer) visuell darstellen lässt. Auf diese gehen wir später näher ein.

In nahezu allen Fällen einer realistischen Zeichnung nähern sich die Befragten der Beschreibung von Familie durch die figürliche Darstellung ihrer sozialen Teilnehmer, die meist in der Bildmitte positioniert werden. Manche stellen sogar ausschließlich diese Familienmitglieder dar und belassen es dabei (Bilder Nr. 9, 10, 30, 31). Es gibt demnach eine Vorstellung von Familie als eine Gruppe von bestimmten Personen – beispielsweise Ehemann, Ehefrau und gemeinsames Kind. Diese Vorstellung ist wahrscheinlich der mit Abstand am meisten verbreitete und ein nahezu universeller Bestandteil dessen, was Menschen unter Familie verstehen, und macht in diesem Sinne den Kern des Familienleitbildes aus. Die genannten Zeichner beschränken sich in ihren Bildern auf die Darstellung dieser Gruppe – entweder, weil sich Familie aus ihrer Sicht tatsächlich in dieser Gruppe erschöpft oder weil sie sich, etwa aus Mangel an Zeit oder Motivation, damit begnügen, den persönlich wahrgenommenen „Bedeutungskern“ von Familie abzubilden.

Innerhalb der realistischen Darstellungsformen lassen sich verschiedene Konzeptionen anhand von mindestens zwei Dimensionen unterscheiden. Dies sind zum einen die Darstellung oder Auslassung einer Kulisse sowie zum anderen die Verwendung oder Nichtverwendung von Symbolen oder Textelementen zusätzlich zur eigentlichen Zeichnung. Bei komplexeren oder abstrakteren Vorstellungen, die über das Konzept von Familie als soziale Gruppe hinausgehen, greifen einige Zeichner auch zur Darstellung von Kulissen bzw. zur Ergänzung von Symbolen oder zum Wort (Bild Nr. 13: „Harmonie“, „Verständnis“, „Respekt“, Bild Nr. 27: „Fürsorgepflicht“, „Achtung“, „Miteinander“, „Interesse“, „Liebe“, „Intimsphäre“, „Einigkeit“). Welche Vorstellungen sich in welchem dieser Stilmittel identifizieren lassen, bedarf eingehenderen Untersuchungen (vgl. Kapitel 9 und

10). In Frage kommen beispielsweise Vorstellungen hinsichtlich der alltagspraktischen Lebensführung bzw. des Lebensstils (wie etwa „Eine Familie sollte zusammen unter einem Dach leben“ oder „Kinder brauchen Natur“), Vorstellungen hinsichtlich bestimmter Funktionen, die Familie für die Gesellschaft oder für ihre Mitglieder erfüllen soll (z. B. Erziehung, Schutz, Geborgenheit) sowie Vorstellungen hinsichtlich bestimmter Emotionen, Motivationen und Beziehungsqualitäten (z. B. Liebe, Respekt, Gleichberechtigung). Inhaltlicher Grund für die Verwendung von Textelementen könnte sein, dass die in Begriffe gefassten Vorstellungen zu abstrakt für ein eindeutiges Symbol sind bzw. die Verfügbarkeit des Konzepts vor dem kulturellen Hintergrund des Zeichners fehlt.

Eine weitere Interpretationsebene finden wir in der Analyse der Zeichenfertigkeit und des Zeichenstils. In dieser Hinsicht fällt auf, dass die „Befragten“ mit ihrem Zeichenstil in fast allen Fällen nahtlos an Familiendarstellungen aus Kindergarten- und Grundschulzeiten anknüpfen. Der zeichnerische Ausdruck verbleibt in kindlichen Darstellungsweisen, wahrscheinlich weil sich die Ausdrucksfähigkeit und Zeichenfertigkeit bei den meisten Menschen mangels Übung und Praxis danach kaum weiterentwickeln. Sie setzt somit dem Zeichner eine klare Handlungsrestriktion. Diese Restriktion zu umgehen und das „Unmalbare“ in der Zeichnung darzustellen, ist eine wesentliche Funktion der Symbole und Begriffe, die ergänzt werden (Bilder Nr. 8, 12, 13, 26, 27, 28, 30, 34). So führt eine bestimmte Kombination aus einer (komplexeren) Vorstellung von Familie und einer (in Relation dazu begrenzten) Zeichenfertigkeit des Teilnehmers zur Wahl von Konzept, Stilmitteln, Motiven und Struktur der Bilder.

Interessanterweise ergab die sozio-demografisch differenzierte Auswertung, dass Eltern mit Kindern in allen Aspekten (Figuren, Objekte, Symbole) kindlicher zeichnen. Dies mag schlicht dem täglichen Umgang mit Kindern und der Vertrautheit mit deren Zeichenstil geschuldet sein. Einer weitergehenden Interpretation zufolge ist der Zeichenstil Ausdruck dessen, dass Eltern bei ihrer Sicht auf Familie generell die Perspektive ihrer Kinder einnehmen. Möglicherweise definieren die Mitglieder einer Familie in ihrer täglichen Interaktion gemeinsame, geteilte Familienleitbilder. Und möglicherweise wird diese Vorstellung von Familie in erster Linie über die teilnehmenden Kinder und deren Sichtweisen definiert. Das wäre insofern plausibel, da Familie von vielen als Leben mit Kindern verstanden wird, so dass Kinder die Familie ausmachen.

In der Summe ergibt sich eine größere Anzahl verschiedener konzeptionell-stilistischer Herangehensweisen der Zeichner an ihre Aufgabe, die in Teilen die Fertigkeiten der Zeichner widerspiegeln und in Teilen Rückschlüsse auf ihre Vorstellungen von Familie erlauben. Von diesen Herangehensweisen werden einige häufiger und andere weniger häufig gewählt:

Häufig gewählt werden:

- realistische Darstellungen (meist figürliche Zeichnung von Familienmitgliedern)
- stilisierte Darstellungen (z. B. von Körperformen)
- frontale Perspektive, Draufsicht (Personen sind dem Beobachter zugewendet)
- positiv-idealisiert (Lächeln, großes Haus, intakte blühende Natur, ...)
- Momentaufnahme (meist: Bild einer jungen Familie mit Kindern im Schul- oder Vorschulalter)

Weniger häufig gewählt werden:

- abstrakte Darstellungen
- naturgetreue, detaillierte Darstellungen
- Personen sind einander zugewendet (verhalten sich zueinander) (Bild Nr. 18)
- negativ, differenziert-alltagsnah (Trauer, Konflikt, Armut, ...)
- zeitliche bzw. geschichtliche Entwicklungsprozesse (ggf.: Bild Nr. 16)

An abstrakten Darstellungen finden sich nur vier Beispiele in der Erhebung. Der Grund dafür dürfte vor allem in der oben beschriebenen Dominanz der Vorstellung von Familie als eine Gruppe von bestimmten Personen sein. Sie veranlasst die Mehrzahl der Studienteilnehmer zur Zeichnung der Familienmitglieder, und somit zu einer realistischen Zeichnung.

Von drei der abstrakteren Zeichnungen – der „Baum“ (Bild Nr. 33), die „Landkarte“ (Bild Nr. 34), die „Frau“ (Bild Nr. 35) – nehmen wir an, dass sie eher eine sinnlich-emotionale Empfindung als ein Leitbild von Familie beschreiben. Sie sind als empirischer Zugang zur Erfassung von Familienleitbildern weniger gut geeignet, da sie sich nicht an allgemein bekannten, etablierten Symbolen orientieren und ihre Interpretation dementsprechend spekulativ bleiben muss. Am ehesten lässt sich der Baum plausibel deuten: Er könnte dafür stehen, dass Menschen durch ihre Familie einen sozialen und einen geografischen Ort erhalten, an dem sie „verwurzelt“ sind, der ihnen Grundvertrauen und Orientierung gibt (vgl. dazu Kap. 10), wobei hier der Hinweis „strong roots“ auf der Rückseite des Blattes den entscheidenden Hinweis dazu gibt. Ansonsten könnten Deutungen der Zeichnungen beispielsweise darauf abzielen, dass Familie ein privater Lebensraum ist, der durch Gefühle wie Solidarität und Intimität charakterisiert ist – was sich in einer zeichnerischen Darstellung schlecht an den allgemein bekannten Symbolen festmachen lässt. Möglich ist auch, dass der Teilnehmer mit Familie unangenehme Assoziationen und Empfindungen verbindet, die sich in der abstrakten Zeichnung widerspiegeln. In jedem Falle spiegeln die Zeichnungen wahrscheinlich eine deutlich andere Art von Familienleitbild wider als die übrigen Zeichnungen, sofern sie überhaupt ein Leitbild darstellen. Möglicherweise stellen sie eher Grundthemen von Familie oder wichtige Prinzipien von Familie dar. Beachtenswert, wenn auch schwer zu deuten, ist möglicherweise auch der Umstand, dass alle drei der beschriebenen abstrakten Zeichnungen von Männern Anfang 30 angefertigt wurden.

Lediglich eine abstrakte Zeichnung können wir mit relativ guter Verlässlichkeit interpretieren: den „Mond“ (Bild Nr. 32). Dies ist jedoch nur möglich, weil im Gespräch zwischen der Teilnehmerin und der Person, die sie um die Zeichnung gebeten hat, der Hintergrund der Zeichnung erläutert wurde: Die Teilnehmerin stammt aus China, wo das „Mondfest“ eine ähnliche Bedeutung für Familie hat wie Weihnachten in Europa. Hier kommt und feiert die Familie zusammen, selbst Familienmitglieder, die das restliche Jahr hindurch weit weg wohnen und arbeiten. Das Fest – und mit ihm der Mond – stehen symbolisch für diese Familienzusammenkunft und die schöne Erinnerung daran, für eine Zeit lang zusammen zu sein (Näheres dazu in Kap. 10).

6 Wer gehört zur Familie? Generationen- und Geschlechterkonstellationen

Ibrahim Cakar, Andreas Jäger, Detlev Lück

Wie bereits in Kapitel 5 beschrieben, werden in den meisten Zeichnungen verschiedene Gruppen von Personen abgebildet, die die Zeichner offenkundig als mögliche, typische oder notwendige Mitglieder einer Familie empfinden. Auf diese nehmen wir in diesem Abschnitt Bezug und fragen nach den Konstellationen der gezeichneten Personen. Wer genau zur Familie gezählt wird und wie groß die gezeichnete Familie ist, fällt von Zeichnung zu Zeichnung unterschiedlich aus; es gibt jedoch eindeutige, sich wiederholende Muster.

In ausnahmslos allen Zeichnungen mit Darstellungen von Menschengruppen werden immer zwei Elternteile mit mindestens einem Kind dargestellt. Eine Familie impliziert demzufolge offenbar für alle Zeichner eine Eltern-Kind-Konstellations und besteht aus mindestens zwei Generationen. Ein Paar ohne Kinder entspricht nicht dem verbreiteten Leitbild einer Familie.

Auch Bilder mit nur einem Elternteil, also mit einer alleinerziehenden Person, tauchen bei den uns vorliegenden Zeichnungen nicht auf. Das Elternpaar ist also ebenfalls zentraler Bestandteil des Familienleitbildes. Zieht man in Betracht, dass alleinerziehende Eltern – ebenso wie auch kinderlose (Ehe-) Paare – heute verbreitete Lebensformen sind, erscheint dies auf den ersten Blick ein durchaus überraschend homogenes und konservatives Familienleitbild zu sein (vgl. Kap. 8). Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang das Bild Nr. 25: Es ist insofern eine Ausnahme, als es (als einzige Zeichnung) einen Hinweis auf eine zumindest räumliche Trennung der Eltern gibt: Ein Haus ist mit „Papa“, ein anderes mit „Mama“ beschriftet. (An letzteres grenzt ein weiteres Haus – eventuell auch nur eine Wohnung im gleichen Haus – an, in dem die „Oma“ wohnt.) Hier ist entweder eine Fernbeziehung oder auch ein getrenntes Paar dargestellt. Die Personen, die dazwischen Hand in Hand mit Laternen in der Hand spazieren, lassen sich zwar als Elternpaar interpretieren, das nicht getrennt zu sein scheint. Doch auch getrennte Wohnverhältnisse der Eltern würden von der „klassischen“ Kernfamilie abweichen und der als „Pluralisierung“ diskutierten Entwicklung der Familienformen Rechnung tragen (vgl. Kap. 8). Dennoch – und auch das ist aufschlussreich – sind Mutter und Vater beide dargestellt. Das heißt, auch mit getrennten Wohnsitzen bzw. trotz des Endes der Paarbeziehung sind beide Elternteile Bestandteil der Familie und machen zusammen Familie aus.

Hinsichtlich der Kinderzahl gibt es Variation: von einem Kind (u. a. Bilder Nr. 11, 19, 23) bis zu sieben Kindern (Nr. 5 – gezeichnet von einer Kurdin). Relativ häufig sind neben der Darstellung eines Einzelkindes auch *drei* Kinder (u. a. Bilder Nr. 6, 14, 24). Eine deutliche Mehrheit der 36 Bilder zeigt jedoch eine Familie bestehend aus Vater, Mutter und *zwei* Kindern. Das gilt insbesondere dann, wenn man unterstellt, dass in gemalten Kinderwägen jeweils auch ein (weiteres) Kind vorhanden ist (Bilder Nr. 11, 15, 25, 28, 29). Insofern entspricht die Verteilung der Kinderzahlen in groben Zügen dem, was empirisch in Deutschland vorzufinden ist. Allerdings ist die Zwei-Kind-Familie in Relation dazu überrepräsentiert: Auf 22 Bildern ist diese „typische“ Kernfamilie abgebildet, wie sie unter anderem von Talcott Parsons und Robert F. Bales (1968: 22) Mitte des 20. Jhd. als strukturfunktionalistisches Optimum beschrieben wurde. Hier spiegelt sich offenkundig die für weite Teile Europas diagnostizierte Zwei-Kind-Norm (Sobotka & Beaujouan 2014) wider.

Auffällig ist ferner die Verteilung hinsichtlich der Geschlechter. Die Eltern werden nahezu immer als Vater und Mutter gezeichnet, also als in der empirisch mit Abstand häufigeren heterosexuellen Partnerkonstellation. Nur auf einem Bild wird auf die unterschiedlichen möglichen Geschlechterkonstellationen der Eltern eingegangen (Bild Nr. 31): Dort werden drei Familien abgebildet, wobei ein Elternpaar *heterosexuell*, ein Elternpaar schwul und eines lesbisch ist. Die Dominanz der heterosexuellen Paare überrascht nicht allzu sehr, zumal Elternpaare auch heute in der großen Mehrzahl gemischtgeschlechtlich sind. Dennoch könnte der Befund sowohl Bestätigung für ein Familienleitbild sein, das sich an der Parsonschen Kernfamilie orientiert, als auch die Bedeutung einer Eltern-Kind-Konstellation für Familie unterstreichen, die auf natürlichem Wege nur in heterosexuellen Partnerschaften entsteht.

In jedem Fall bemerkenswert ist der Umstand, dass auch bei den Kindern in den meisten Fällen beide Geschlechter dargestellt sind: Fast immer werden ein Junge und ein Mädchen gezeichnet, obwohl die statistische Realität in dieser Hinsicht vielfältiger ist. Lediglich auf zwei Bildern ist ein Geschwisterpaar aus jeweils zwei Mädchen, und somit kein gemischt-geschlechtliches Geschwisterpaar, zu erkennen (Bilder Nr. 4 und 8). Auch diese Geschlechterkonstellation unter den Kindern hat Parsons bereits Mitte des 20. Jhd. als ein strukturfunktionalistisches Optimum einer Familie beschrieben (Parsons 1968: 46). Offenkundig gehört es auch heute zum Leitbild einer Familie, dass es im Idealfall sowohl einen Jungen als auch ein Mädchen unter den Kindern gibt. Das ist insofern plausibel, als zwei Kinder gleichen Geschlechts die Wahrscheinlichkeit erhöhen, dass ein Paar noch ein drittes Kind bekommt (Kravdal 1990).

Sucht man nach Unterschieden im Zusammenhang mit der Frage, wer eine Zeichnung angefertigt hat, so deutet sich am ehesten ein Geschlechterunterschied an: Von allen Zeichnungen, die von Männern angefertigt wurden, ist nur eine dabei, die nicht der Zwei-Kind-Familie mit heterosexuellem Elternpaar entspricht. Darauf sind die Eltern mit einem Sohn und einem Großelternanteil zu erkennen (Bild Nr. 16). Bei den Zeichnerinnen ist das Modell der „Parsonschen“ Kernfamilie zwar auch weit verbreitet, doch ihre Bilder zeichnen sich hinsichtlich der Kinderzahl und der Anzahl der Generationen durch eine deutlich größere Vielfalt aus. Ob es ein der kleinen Fallzahl geschuldeter Zufall ist, dass unter den Bildern von Männern größere Homogenität herrscht, und wie der Geschlechterunterschied andernfalls zu interpretieren ist, muss an dieser Stelle offenbleiben.

Unterschiede deuten sich weiterhin nach der kulturellen Herkunft und der Anzahl der gezeichneten Kinder an: Die Zeichner einer Ein-Kind-Familie sind überwiegend deutsche Staatsangehörige. Im Gegensatz dazu hat bei Familien mit drei oder mehr Kindern die Mehrzahl der Zeichner einen Migrationshintergrund. Die Herkunftsländer innerhalb dieser Gruppe sind recht heterogen: Hier sind vor allem Teilnehmer mit türkischem, kurdischem oder italienischem Migrationshintergrund vertreten, aber auch ein Teilnehmer aus Polen, Kasachstan und China (vgl. Anhang II). Trotz der Heterogenität, lässt sich sagen, dass der Unterschied der Tendenz nach auch den empirisch anzutreffenden Unterschieden in den Familienstrukturen zwischen der Bevölkerung mit und der ohne Migrationshintergrund entspricht (Statistisches Bundesamt 2012a, 2012b: 22f.).

Auffällig unter den Zeichnungen von Mehrkindfamilien ist schließlich auch das überdurchschnittlich hohe Alter der Zeichner: Mehr als die Hälfte ist 30 Jahre und älter, was unter den übrigen Teilnehmern eher selten ist. Dies könnte, wenn es mehr ist als eine zufällige Häufung, zum einen lebenslaufbezogen erklärt werden, zumal sich eine höhere Kinderzahl – und im Zusammenhang damit möglicherweise auch die Vorstellung, dass in einer Familie viele Kinder leben – typischerweise erst mit einem höheren Alter einstellt. Eine alternative Erklärung könnte sich auf einen generationenbedingten Rückgang in den typischerweise vorkommenden Kinderzahlen beziehen.

Gemeinsam haben alle Zeichnungen eine ungefähre Altersspanne der Kinder. Es werden, soweit man das auf den Bildern erkennen kann, keine erwachsenen Kinder oder Jugendliche nahe der Volljährigkeit abgebildet. Alle Darstellungen der Kinder sind deutlich kleiner als die der Eltern, so dass man von einer Altersspanne zwischen null und etwa zwölf Jahren ausgehen muss: Die Kinder sind noch nicht „ausgewachsen“. Unklar ist, inwieweit darin ein Hinweis zu sehen ist, dass das Familienleitbild tatsächlich Kinder statt Jugendliche mit ihren Eltern beinhaltet, oder ob dieser Umstand nur dem Bestreben der Zeichner geschuldet ist, die jüngere Generation eindeutig identifizierbar zu machen. In einigen Fällen sind deutlich Säuglinge gezeichnet bzw. durch einen Kinderwagen als solche kenntlich gemacht. Besonders zu erwähnen ist die Abbildung in Bild Nr. 1, in dem ein Kind noch im Bauch der Mutter abgebildet ist. Insofern ist das Kleinkindstadium innerhalb des dargestellten Altersspektrums der Kinder stark repräsentiert. Solche Zeichnungen lassen es zumindest plausibel erscheinen, dass bei dem Stichwort „Familie“ tatsächlich an junge Familien in der familienintensiven Phase gedacht wird.

Insgesamt ist eine Fokussierung auf die Kernfamilie, also auf Eltern und deren Kinder, festzustellen. Über diese hinaus werden nur hin und wieder weitere Personen dargestellt. Am ehesten tauchen Darstellungen von Großeltern auf (Bilder Nr. 8, 13, 16, 25-28). Auch hier ist wieder zu beachten, dass die überwiegende Mehrzahl dieser „atypischen“ Zeichnungen von Frauen angefertigt wurde. In etwa der Hälfte der Bilder, in der eine dritte Generation auftaucht, wird nur ein einzelnes Großelternanteil dargestellt (Bilder Nr. 8, 16, 25). In den übrigen Zeichnungen handelt es sich entweder um ein Großelternpaar (Bild Nr. 27) oder auch mehrere Großeltern. Allerdings arbeiten die verbleibenden drei Zeichnungen mit Andeutungen der Großelternposition, ohne dass klar erkennbar wäre, wie viele Großeltern genau in der Zeichnung abgebildet sind (Bilder Nr. 13, 26, 28). Eine explizite Darstellung von vier Großeltern – die (auch ohne Patchwork-Konstellationen)

theoretisch vorhanden sein können – kommt in diesem Sinne nicht vor. Dies zeigt uns, dass Großeltern zwar in einigen Fällen zur Familie hinzugehören, aber eben nur zu einem Teil. Wahrscheinlich hängt dies damit zusammen, dass der Haushalt mit jungen Eltern und ihren (Klein-) Kindern als Kern der Familie betrachtet wird und Großeltern nur dann zur Familie dazugerechnet werden, wenn ein enger und regelmäßiger Kontakt besteht oder die Kinder die Gelegenheit hatten, sie kennenzulernen. In einem einzelnen Bild werden vier Generationen abgebildet (Bild Nr. 13). In dieser Zeichnung werden die Generationen zum Teil mit Strichfiguren dargestellt und ansonsten mit schriftlichen Begriffen kenntlich gemacht. Diese sind aus der Perspektive der zweitältesten Generation gewählt: Die älteste Generation ist als „Eltern [von Mutter und Vater]“ bezeichnet, die dritte als deren „Kinder“, die vierte als „Enkel“.

Dies ist gleichzeitig eines der wenigen Bilder, auf dem auch andere Verwandtschaft dargestellt wurde, denn neben den Eltern wird durch den schriftlich hinzugefügten Begriff auch auf die „Geschwister“ der Eltern- oder evtl. auch der Großelterngeneration hingewiesen. Für die Zeichnerin spielen offenbar auch die Onkel und Tanten der Eltern oder deren Geschwister eine Rolle. Sonstige Personen finden sich außerdem auf den Bildern Nr. 20, 26, 27 und 28. Zum Teil ist dabei offen gelassen, wer dargestellt ist. Zum Teil sind diese Personen als Freunde (Bild Nr. 27) oder Geschwister, Nichten und Neffen (Bild Nr. 28) kenntlich gemacht.

Außer Personen werden auf den Bildern häufig Haustiere als Familienmitglieder gezeichnet. Diese tauchen ebenso häufig auf wie die Großeltern. Die eindeutig als Haustier erkennbaren Tiere beschränken sich auf einen Hund und/oder eine Katze (Bilder Nr. 7, 8, 12, 26, 27, 29). Lediglich in der Zeichnung Nr. 3 ist es ein Stück weit offen, inwieweit die dargestellten Tiere (Vögel, Schmetterling, Enten, ein vierbeiniges Säugetier) zum Teil als Haustiere zu deuten sind. Dieser Befund spiegelt die Realität insofern wider, als Hunde und Katzen, einer Statistik des Industrieverband Haustierbedarf e.V. zufolge, tatsächlich die beliebtesten Haustiere der Deutschen sind (Industrieverband Haustierbedarf 2011). Allerdings wird auch in dieser Hinsicht der Regelfall noch häufiger dargestellt, als er in den realen Haushaltskonstellationen empirisch auftritt: Obwohl auch andere Haustiere in Familien leben, werden diese nicht gezeichnet. Möglicherweise liegt das daran, dass sie nicht dem Regelfall entsprechen. Möglicherweise wird auch zu anderen Tieren typischerweise keine so enge soziale Beziehung aufgebaut wie zu Hunden oder zu Katzen, so dass sie, selbst wenn sie im Haushalt leben, nicht als Mitglied der Familie empfunden werden. Bei den Bildern mit und ohne Haustier lässt sich ein kultureller Unterschied aufzeigen. Bilder mit einem Tier als Familienmitglied stammen – mit der Ausnahme einer Zeichnerin aus Polen – von Deutschen ohne Migrationshintergrund. Das könnte darauf schließen lassen, dass auch Hunde und Katzen in anderen Gesellschaften nicht in der Weise zur Familie gerechnet werden, wie Deutsche das tun.

7 Wer wird wie dargestellt? Charakteristika und Beziehungen der Familienmitglieder

Julia Lukjanenko

Das vorangegangene Kapitel hat sich die Frage gestellt, wer auf den Bildern von Familie als Familienmitglied gezeichnet wird. Nun soll die Frage in den Blick rücken, wie diese Personen dargestellt werden: Wie groß sind sie? Welchen Gesichtsausdruck haben sie? Wie sind sie gekleidet? Was tun sie? Wo auf dem Bild befinden sie sich? Wie weit weg, wie nah stehen sie beieinander? Diese und ähnliche Aspekte sollen im Folgenden betrachtet und auf mögliche Rückschlüsse auf Familienleitbilder hin untersucht werden. Möglicherweise sagen sie etwas darüber aus, welche Beziehungen und Machtverhältnisse in den Augen der Teilnehmer in einer „normalen“ oder „idealen“ Familie bestehen

sollten, welche Attribute bestimmte Familienmitglieder haben und welche Aufgaben und Funktionen sie innerhalb der Familie übernehmen sollten. Zu beachten ist wiederum, dass nicht jedes Detail der Zeichnung Ausdruck einer bestimmten Vorstellung des Zeichners zu Familie widerspiegeln muss, sondern manches seinen Restriktionen an Zeit, Material und Zeichenkompetenz geschuldet sein könnte.

Zunächst fällt auf, dass Kinder dadurch kenntlich gemacht werden, dass sie kleiner als die Eltern dargestellt sind (vgl. auch Kap. 6). Es werden also überwiegend junge Familien mit Kleinkindern und/oder zum Teil mit Säuglingen gemalt, die von den Eltern auf dem Arm gehalten werden oder im Kinderwagen liegen. Dies kann dem Umstand geschuldet sein, dass man die Kinder eindeutig als die (gemessen an ihren Eltern) jüngere Generation kenntlich machen will, die nur deswegen zur Familie gehört, damit eine Eltern-Kind-Beziehung existiert, ohne dass es dabei auf das Alter oder gar auf die Körpergröße der Kinder ankommt. Dies kann auch ein Hinweis darauf sein, dass die Vorstellung einer typischen oder „normalen“ Familie tatsächlich das Vorhandensein von „nicht ausgewachsenen“ Kleinkindern beinhaltet. Das wäre insofern plausibel, als Kleinkinder in weitaus höherem Maße als „erwachsene Kinder“ schutzbedürftig und unselbständig und eher auf die Institution Familie angewiesen sind. Auch werden Kleinkinder eher als „süß“ empfunden und möglicherweise deswegen eher zu dem als erstrebenswert empfundenen, positiv besetzten Leitbild der Familie gerechnet. Ein empirischer Hinweis in den Zeichnungen, dass die Zeichner bewusst sehr junge Kinder malen wollten, ist in den Kinderwägen und den auf dem Arm getragenen Kindern zu sehen.

Das Geschlecht der Kinder wird meistens ebenfalls deutlich kenntlich gemacht. Dazu dienen verschiedene Attribute: Auffällig ist beispielsweise, dass Mädchen fast immer dadurch dargestellt werden, dass sie lange Haare haben, die entweder offen getragen werden oder zu einem Pferdeschwanz oder zu Zöpfen zusammengebunden sind. Sie tragen auch fast immer ein Kleid oder einen Rock und manchmal auch ein Haarband oder Haarschleifen. Hierbei fallen erste kulturspezifische Unterschiede auf, da Zeichner aus islamischen Ländern weibliche Figuren mit einem Kopftuch gezeichnet haben (Bilder Nr. 3 und 4). Selbst wenn der Zeichner nur schematische Figuren gemalt hat, hat er die Tochter durch lange Haare kenntlich gemacht (Bilder Nr. 6, 8, 30). Wurden beim Malen der Bilder Farben benutzt, so erhält das Mädchen bei allen Bildern die Farben lila, pink, rot oder rosa. Jungen hingegen werden hauptsächlich mit den Farben blau und grün gemalt. Sie werden auch immer mit kurzen Haaren und einer Hose (manchmal auch mit einer Kappe) gezeichnet. Bei den Bildern Nr. 2, 14, 23 und 24 werden die Kinder mit Spielzeug dargestellt. Hier ist es so, dass die Mädchen eine Puppe in der Hand halten, oder sie malen ein Bild. Die Jungen hingegen spielen mit einem Ball, mit Bauklötzen oder mit einem Zug oder Auto. So gekennzeichnet wird auf vielen Bildern deutlich, dass nicht nur eine Frau und ein Mann das Elternpaar, sondern auch eine Tochter und ein Sohn das Kinderpaar ausmachen.

Auch hier stellt sich wieder die Frage, ob die Zeichner diese Art der Darstellung nur gewählt haben, um deutlich zu machen, dass es sich hierbei um Mädchen und Jungen handelt – weil zu einer Familie eben Mädchen und Jungen dazu gehören –, oder wollten sie damit tatsächlich aussagen, dass es charakteristisch oder „normal“ für Mädchen ist, lange Haare zu haben, Kleider oder Röcke zu tragen und mit Puppen zu spielen, während Jungs „normalerweise“ kurze Haare haben und mit Bällen, Bauklötzen, Zügen oder Autos spielen. Diese Frage lässt sich anhand des Bildmaterials empirisch nicht beantworten. Sollte Letzteres der Fall sein, stellt sich wiederum die Frage, ob die Zeichner die von ihnen dargestellten Stereotype selbst richtig und wünschenswert finden, ob sie den Eindruck haben, dass dies von ihrem sozialen Umfeld erwartet wird oder ob sie einfach nur die ihnen gängigen und vertrauten Bilder repliziert haben. So sehr die Klärung dieser Fragen theoretisch besonders relevant wäre, so wenig empirische Hinweise gibt es, um klar zu differenzieren, wie genau die Zeichnungen zu interpretieren sind. In der weitestgehenden Auslegung finden klassische Geschlechterstereotype – trotz vieler Befunde, die für eine Egalisierung der Geschlechterrollen in den vergangenen Jahrzehnten sprechen (vgl. Kaufmann 2005) – insgeheim selbst bei jungen Menschen in Deutschland nach wie vor

großen Zuspruch. In der minimalen Auslegung sagen die Zeichnungen nur – aber doch immerhin – aus, dass eine „normale“ oder „ideale“ Familie sowohl Jungen als auch Mädchen hat. Zumindest diese Aussage scheint vielen Studienteilnehmern wichtig.

Auf manchen Bildern sind die Kinder auch als schematische geschlechtslose Figuren dargestellt (z. B. auf den Bildern Nr. 1, 3, 5, 13). So ist nicht zu erkennen, ob die Familie Töchter und/oder Söhne hat. Demnach gibt es auch Zeichner, denen das Geschlecht der Kinder nicht wichtig ist und die nur zeigen wollen, dass zu einer Familie Kinder dazugehören, egal welches Geschlecht diese haben. Manche malen statt eines Kindes auch einen Kinderwagen, der auf den ersten Blick nichts über das Geschlecht des Kindes aussagt. Betrachtet man aber die Farben der Kinderwagen, so können diese eventuelle Rückschlüsse darauf geben. In den Bildern Nr. 11 und 28 ist dieser blau gemalt worden. Da die Farbe Blau, wie bereits dargestellt, hauptsächlich für Jungen benutzt wurde, könnte man dies als Hinweis darauf sehen, dass es sich hierbei auch wiederum um Söhne handeln soll. Das heißt, selbst beim Zeichnen eines Kinderwagens ist es einigen Zeichnern möglicherweise wichtig, auf das Geschlecht hinzuweisen. Doch auch dies lässt sich nicht pauschalisieren. In Bild Nr. 29 ist der Kinderwagen nicht zuzuordnen, da er teilweise blau und teilweise rosa gezeichnet ist. Hier wäre es interessant, zu erfahren, warum die Zeichnerin gerade diese beiden Farben in Kombination gewählt hat (statt beispielsweise eine „geschlechtsneutrale“ Farbe zu verwenden). Wollte sie sich einfach nicht auf ein Geschlecht festlegen, wollte sie bewusst zum Ausdruck bringen, dass das Geschlecht unerheblich sei, oder kann man die Farbwahl sogar als Statement gegen die Stereotypisierung als solche ansehen?

Betrachtet man die Anordnung der Familienmitglieder, so fällt auf, dass bei der Mehrzahl der Bilder alle Familienmitglieder – Frauen wie auch Männer, Eltern wie auch Kinder – nebeneinander auf der gleichen Ebene stehen. In diesen Bildern scheint die Gleichheit in der Familie wichtig zu sein. Noch bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde die Familie noch stärker als Vertragswerk aufgefasst. Jedes Familienmitglied hatte Verpflichtungen zu erfüllen, und die Befehlsgewalt lag bei dem Hausherrn (vgl. Gestrich 1999). In den letzten Jahrzehnten ist jedoch ein Übergang von traditionellen Befehlshaushalten zu modernen Verhandlungshaushalten zu vermerken (vgl. du Bois-Reymond 1998). Gleichheits- und Mitbestimmungsprinzipien haben in der Familie an Bedeutung gewonnen. Zwar sind die gemalten Bilder nur eine Momentaufnahme, die diesen Prozess nicht nachzeichnen kann; doch die daraus resultierende heute offenbar verbreitete Vorstellung von Gleichberechtigung sowohl zwischen den Geschlechtern als auch zwischen den Generationen lässt sich in den Bildern wiedererkennen.

Nur bei einem geringen Teil der Bilder stehen die Eltern im Vorder- und die Kinder im Hintergrund (Bilder Nr. 3, 5, 19). Das könnte ein Hinweis darauf sein, dass in den Augen mancher zwischen den Eltern und Kindern doch noch eine Hierarchie besteht oder bestehen sollte. Es kann auch ein Hinweis auf den chronologischen Aspekt der Familie sein, also darauf, dass den zeitlichen Anfang und damit die Grundlage einer Familienbiografie die Partnerschaft bildet und erst danach die Kinder kommen. Die Anordnung kann aber auch darauf hinweisen, dass für diese Zeichner die Partnerschaft in Bezug auf ihre Wichtigkeit im Vordergrund steht und eine soziale Bindung darstellt, die die ganze Familie zusammenhält. Auffällig in Bezug auf die Anordnung der Familienmitglieder ist zudem das Bild Nr. 6: Auf diesem steht der Mann mit den Söhnen im Vordergrund, während die Frau und die Tochter in den Hintergrund gerückt sind. Darin könnte eine traditionelle Vorstellung hinsichtlich der Geschlechterbeziehung zum Ausdruck kommen. Die Person, die dieses Bild gemalt hat, ist 33 Jahre alt, Italienerin und mit einem Marokkaner verheiratet. Aufgrund dieser sozio-demografischen Angaben erscheint diese Interpretation nicht unplausibel, denn sowohl in Italien, insbesondere aber in Marokko herrschen noch vergleichsweise traditionelle Geschlechterrollenbilder vor (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2010).

Auch für die Mehrzahl der Zeichnungen, in denen alle Familienmitglieder nebeneinander abgebildet sind, kann die Deutung, dass das Leitbild der Familie heute Gleichheit und Gleichberechtigung vorsieht, hinterfragt werden. Denn obwohl die Familienmitglieder auf einer Ebene gezeichnet wurden, so ist doch auffällig, dass ungefähr bei der Hälfte der Bilder der Mann links und somit (der in unserem Kulturraum gängigen Reihenfolge entsprechend) wahrscheinlich als Erstes gezeichnet wurde. Erst „danach“ folgen die Frau und die Kinder. Dies könnte darauf hindeuten, dass – bewusst oder unbewusst – für viele doch immer noch der Mann das Familienoberhaupt darstellt, wenn auch vielleicht auf eine subtilere Weise als dies noch vor einigen Jahrzehnten der Fall war. Bei vielen Bildern wurde der Mann auch größer als die Frau gezeichnet (Bilder Nr. 1, 3, 4, 6, 7, 10, 15, 18, 22, 28). Dieser Umstand kann dem Alltagswissen geschuldet sein, dass in den meisten Paaren der Mann tatsächlich größer ist als die Frau; doch eventuell kann er die Deutung einer subtilen Hierarchie in der Geschlechterordnung unterstützen. Nur auf einem Bild ist die Frau deutlich größer als der Mann (Bild Nr. 9). Interessanterweise ist sie hier nicht nur größer gezeichnet, sie steht auch links an „erster“ Stelle. Somit könnte sie aus Sicht dieses Zeichners (ein männlicher 25-jähriger Student) das Familienoberhaupt darstellen, was ein Aufbrechen der traditionellen Geschlechterrollen in der Familie ausdrücken könnte.

Die meisten Zeichner stellen die Familie zum einen sehr glücklich und zum anderen sehr harmonisch dar. Auf vielen Bildern lächeln die Familienmitglieder und scheinen fröhlich zu sein. Die Familienmitglieder stehen fast immer sehr nah beieinander. Auffällig ist außerdem, dass sich in vielen Bildern entweder nur die Eltern oder auch Eltern und Kinder an den Händen halten, was einen relativ eindeutigen Hinweis auf Gemeinschaft und Halt in der Familie gibt. Obwohl Konflikt, physische und psychische Gewalt in Familien im Alltag vorkommen und ein reelles Problemfeld darstellen, tauchen diese in den Bildern quasi nicht auf. Nur vereinzelt werden Symbole (Regen, Blitz) gezeichnet, die sich als Hinweise auf Konflikte oder negative Gefühle interpretieren lassen könnten. Allerdings erscheint es wenig plausibel, darin Konflikte innerhalb der Familie angedeutet zu sehen. Zumindest scheinen diese Konflikte keine ernsthafte Bedrohung darzustellen. Denn erstens sind auch auf den Bildern mit Regen teilweise die oben geschilderten Hinweise auf Eintracht und gute Laune zu erkennen (z. B. nahes Beieinanderstehen, Lächeln). Zweitens findet die Familie in vielen dieser Darstellungen unter einem Dach, einem Regenschirm oder einem Herz gemeinsam Schutz (Bilder Nr. 1, 18, 19 und 22). Näheres zur Symbolik der Regenwolken ist in Kapitel 10 nachzulesen. Eine Erklärung dafür, dass Gewalt und Konflikte so selten gezeichnet wurden, könnte zum einen darin gesehen werden, dass Gewalt in der Familie immer noch ein großes Tabuthema ist (vgl. Schneider 2008), und zum anderen darin, dass Gewalt und Konflikte nicht zu dem Leitbild von Familie gehören, da diese nicht als wünschenswert gelten und negativ konnotiert sind.

Bei der Mehrheit der Bilder ist keinerlei Form von Arbeitsteilung zu erkennen. Dies überrascht zunächst, denn, wie bereits ausgeführt, haben die Zeichner im Hinblick auf Kleidung und Frisur durchaus in großer Zahl gängige Stereotype aufgegriffen, und eine kochende oder putzende (Haus-)Frau wäre ebenfalls leicht darzustellen gewesen. Zudem ist empirisch immer noch eine ungleiche Arbeitsteilung im Sinne der männlich konnotierten Erwerbsarbeit und der weiblich konnotierten Hausarbeit und Fürsorge vorhanden (Kaufmann 2005: 175f.). Ungeachtet dessen werden diese geschlechterspezifischen Muster der Arbeitsteilung nicht dargestellt. Generell gibt es fast keine Hinweise auf Erwerbs- oder Hausarbeit. (Ausnahmen stellen Bild Nr. 12 dar, in das „Eltern erwerbstätig“ geschrieben wurde, und Bild Nr. 27, in dem eine der dargestellten Sphären der „Beruf“ ist.) Dadurch erscheinen die Familienmitglieder (vor allem die Eltern) sozial gleichgestellt. Dies bestätigt möglicherweise den empirischen Befund, dass heute – trotz einer gewissen Kontinuität in der Alltagspraxis – die „Akzeptanz traditioneller, geschlechterspezifischer Rollenmuster, Zuständigkeiten und Autoritätsbeziehungen“ (Huinink & Konietzka 2007: 203) erheblich gesunken ist. Zumindest ist eine komplexere Arbeitsteilung mit männlichem Familienernährer und weiblicher Hausfrau für die Familie offenbar heute kein konstitutives Merkmal.

In diesem Kapitel wurde anfangs betrachtet, wie das Geschlecht der Kinder auf den Bildern dargestellt wurde. Dabei war auffällig, dass die Zeichner beim Malen häufig Stereotype verwendet haben, um Mädchen oder Jungen darzustellen. Aus welchen Gründen diese verwendet wurden, lässt sich aus den Bildern jedoch nicht erschließen. Ein weiterer Betrachtungspunkt war die Anordnung der einzelnen Familienmitglieder. Obwohl Stereotype bei der Geschlechterdarstellung verwendet wurden, fehlen diese überraschenderweise gänzlich bei der Darstellung von möglichen (traditionellen) Rollenmustern. Auch wenn zu wenig Bilder vorliegen, um verallgemeinerbare Aussagen treffen zu können, so fallen doch einige Aspekte auf, die in den Bildern immer wiederkehren und aus denen erste Vermutungen über familienbezogene Leitbilder gezogen werden können.

8 Gibt es eine Pluralisierung der Familienleitbilder? Zwischen Dominanz der Kernfamilie und überzeichneter Vielfalt

Sarah Kornberger, Detlev Lück

Bei der Definition des Familienbegriffs orientierte man sich in den Sozialwissenschaften lange Zeit an rechtlichen Abgrenzungen und damit primär an der bürgerlichen Kernfamilie, die sich im Laufe der Industrialisierung als konventionelle Lebensform etabliert hatte (Strohmeier & Schulz 2005: 30). Die gängigen Kriterien zur Bestimmung von „Familie“ umfassten entsprechend zwei Generationen, zwei Geschlechter, eine Haushalts- und Wirtschaftsgemeinschaft, einen Verwandtschaftszusammenhang und die Ehe (Matthias-Bleck 2002: 426). Dieses Bild hat sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gewandelt, denn in den real gelebten Familien- und Lebensformen ist seitdem eine Pluralisierung in dem Sinne zu beobachten, dass sogenannte nichtkonventionelle Lebensformen wie Singles, Alleinerziehende, nichteheliche Lebensgemeinschaften, kinderlose Paare, Fernbeziehungen, homosexuelle Paare oder Stieffamilien häufiger auftreten. Im Zuge der Individualisierung (vgl. Beck 1986) wurden die Normen, die die „klassische“ bürgerliche Kernfamilie als Standard definierten, zunehmend hinterfragt und verloren an Relevanz (vgl. Strohmeier & Schulz 2005: 11). Damit einher gingen unter anderem eine zwischen 1965 und 1975 um fast die Hälfte gesunkene Geburtenrate, eine sinkende Zahl an Eheschließungen und eine steigende Scheidungsrate (Strohmeier & Schulz 2005: 34). Ehe und Elternschaft und andere ehemals unhinterfragte Lebensziele wurden zur Option; alternative Lebensformen wurden entdiskriminiert und damit attraktiver (Nave-Herz 1989).

Die beschriebenen gesellschaftlichen Veränderungen führten zwangsläufig zu einer Erweiterung des sozialwissenschaftlichen Familienbegriffs, um der Diversität real gelebter Lebensformen gerecht zu werden (vgl. Schneider 1996: 12ff., Mathias-Bleck 2002: 427f.). Die Frage, die sich im Zusammenhang mit den zu analysierenden Zeichnungen stellt, lautet, ob sich die Pluralisierung der Familienformen in diesen manifestiert oder ob der Idealtypus der Kernfamilie, wie ihn Talcott Parsons beschrieb (vgl. Parsons & Bales 1968), noch immer als das dominante Leitbild in den Bildern wiederzufinden ist.

Von den 32 Zeichnungen, auf denen Menschen abgebildet sind, ist auf fast allen, nämlich auf 30 (Bilder Nr. 1-4, 6-19, 21-31, 36) eine Kernfamilie im Sinne eines gemischtgeschlechtlichen Paares mit Kindern zu finden. Inwieweit es sich dabei um verheiratete oder um unverheiratete Paare handelt, ist auf den meisten Bildern nicht zu beurteilen. Doch zumindest einige Zeichnungen finden Wege – durch Heiratssymbole oder schriftlich ergänzte Begriffe – um darzustellen, dass es sich um ein Ehepaar handelt (Bilder Nr. 1, 14, 17, 27, 28).

Auf 20 dieser Zeichnungen mit Kernfamilien sind, dem Parsonsen Ideal entsprechend, Zwei-Kind-Familien abgebildet. Auf fünf Zeichnungen wurden Ein-Kind-Familien gemalt (Bilder Nr. 15, 19, 23, 29, 31), was jedoch eine spätere Familienerweiterung nicht ausschließt (siehe Kap. 6). In fünf Zeichnungen (Bilder Nr. 5, 6, 13, 14, 24) gestalten sich

die Familien kinderreicher, was eher gegen den aktuellen Fertilitätstrend in Deutschland spricht (Bujard & Lück 2015). So verwundert es nicht, dass vier der fünf Zeichner, die mehr als zwei Kinder malten, einen Migrationshintergrund aufweisen: Bild Nr. 6 mit drei Kindern wurde von einer Italienerin gezeichnet, die mit einem Marokkaner verheiratet ist. Bild Nr. 13 mit ebenfalls drei Kindern wurde von einem Deutschen mit italienischem Vater gemalt. Die drei Kinder auf Bild Nr. 24 stammen von einer Frau mit asiatisch-arabischen Wurzeln. Auf Bild Nr. 5 wird eine Familie mit sieben Kindern dargestellt. Dieses wurde von einer 48-jährigen Kurdin gezeichnet, die seit 1990 in Deutschland lebt und (als einzige Person in der Stichprobe) keinen Schulabschluss besitzt. Drei weitere Zeichnende mit Migrationshintergrund verwiesen in ihren Zeichnungen jedoch auf eine bürgerliche Kernfamilie mit zwei Kindern.

Fast alle Zeichnungen, die Menschen abbilden, zeichnen sich auch dadurch aus, dass sie ausschließlich gemischtgeschlechtliche Eltern zeigen, also Mutter und Vater. Einen Sonderfall stellt die Zeichnung Nr. 21 dar, auf der die Familienmitglieder als „menschliche Herzen“ dargestellt wurden, die nicht erkennen lassen, welche Geschlechter sie besitzen. Dass hier Mutter und Vater gemeint sind, lässt sich erahnen aber nicht sehen. Lediglich ein einziges Bild (Nr. 31) zeigt – neben einem heterosexuellen Paar – auch bewusst die Möglichkeit einer gleichgeschlechtlichen Elternschaft auf. Hier wurden die drei Konstellationen Mutter + Vater + Kind, Mutter + Mutter + Kind und Vater + Vater + Kind als gleichwertige Variationen einer Familie nebeneinander gemalt. Dies ist ein sehr kleiner, aber immerhin ein Hinweis darauf, dass sich ein Aspekt der Pluralisierung der Lebensformen auch in den Familienleitbildern niedergeschlagen hat: nämlich die Etablierung von Regenbogenfamilien. Die rechtliche Anerkennung homosexueller, eheähnlicher Partnerschaften durch die seit August 2001 existierende Möglichkeit, eine Lebensgemeinschaft eintragen zu lassen, führte dazu, dass das Interesse an Kindern, die in Regenbogenfamilien aufwachsen, gesellschafts- und familienpolitisch immer mehr an Bedeutung gewann und somit enttabuisiert wurde (vgl. Carapacchio 2009: 9). Insgesamt gab es nach Angaben des Mikrozensus im Jahr 2011 etwa 67 000 gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften in Deutschland (Hammes 2011). Die Zahl ist seit 1996 um rund 29 000 gestiegen. Da die Angaben zu einer Lebenspartnerin oder einem Lebenspartner freiwillig sind, müssen diese Daten als Untergrenze interpretiert werden. Rund 7 000 Kinder wohnten bei Elternteilen gleichen Geschlechts. In ungefähr neun von zehn gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften lebten jedoch keine Kinder (ebd.).

Auf fünf Bildern (Nr. 1, 14, 17, 27, 28) wurden Eheringe gemalt, von denen man annehmen darf, dass sie verheiratete Eltern symbolisieren sollen (vgl. auch Kap. 10). Das belegt einerseits, dass auch die Ehe als ein weiteres Merkmal der „klassischen“ Parsonsch Kernfamilie nach wie vor als Leitbild verankert ist. Zwar muss für die übrigen 27 Zeichnungen offen bleiben, inwieweit auch diesen Zeichnern die Ehe wichtig ist und sie nur kein bildliches Mittel gefunden haben, dies darzustellen. Allerdings kann gemutmaßt werden, dass die betreffenden 27 Zeichner die Ehe nicht zwangsläufig mit Familie verbinden oder sie zumindest nicht als ein entscheidendes Kriterium ansehen. Darin könnte man einen Hinweis dafür erkennen, dass auch die Etablierung und Verbreitung der Nichtehelichen Lebensgemeinschaften in den Familienleitbildern Spuren hinterlassen haben. Die Zahl der Nichtehelichen Lebensgemeinschaften ist in Deutschland seit 1996 um 52 % auf 2,8 Millionen im Jahr 2011 gestiegen (Hammes 2011). Auch wenn die Daten zu nichtehelichen Geburten in Paarbeziehungen nicht drastisch ausfallen, steigen sie doch kontinuierlich an (vgl. Huinink/Schröder 2008: 89). Nach Angaben des Statistischen Bundesamts betrug der Anteil nichtehelicher Geburten in der Bundesrepublik im Jahr 2004 28 % und war im Vergleich mit 1996 um elf Prozentpunkte gestiegen.

Neben den Nichtehelichen Lebensgemeinschaften hat die Bedeutung alleinerziehender Mütter und Väter als eine weitere Lebensform stark zugenommen: Im Jahr 2011 gab es knapp 2,7 Millionen alleinerziehende Elternteile, was im Vergleich zu 1996 einem Anstieg von 20 % entspricht (Hammes 2011). Auch für diesen Aspekt der Pluralisierung findet sich ein möglicher Hinweis in den Zeichnungen: auf dem Bild Nr. 25. In der in

diesem Bild dargestellten Familie wohnt der Vater in einem anderen Haus als Mutter und Großmutter. Es könnte sich dabei um eine bestehende Partnerschaft mit getrennten Wohnsitzen handeln. Auch diese Familienform hat statistisch zugenommen. Möglich ist aber auch, dass es sich um ein getrenntes Paar handeln soll, das jedoch weiterhin freundschaftliche Kontakte pflegt und sich das Sorgerecht teilt (vgl. Kap. 5 und 6). Das Bild weist trotz Trennung der Eltern eine fröhliche Atmosphäre auf: Die Kinder gehen lachend mit Laternen auf dem Weg zwischen den Häusern spazieren, und weitere Menschen, womöglich die gesamte Familie, stehen fröhlich um eine Art Martinsfeuer. Die 28-jährige Zeichnerin scheint verdeutlichen zu wollen, dass eine glückliche Familie nicht vom Zusammenleben der Eltern abhängt. Sie gab in einer zusätzlichen Notiz an, eine ihrer schönsten Kindheitserinnerungen gemalt zu haben. Die Erfahrung, in einer nicht-konventionellen familialen Lebensform aufgewachsen zu sein, führte dazu, dass ihre Zeichnung von Familie nicht dem konventionellen Leitbild der Kernfamilie entspricht. Ob sie ihr von der Konvention abweichendes Leitbild oder „nur“ eine persönliche Erinnerung gemalt hat, bleibt eine Interpretationsfrage. Doch der Befund verleitet zu der Spekulation, dass das Alleinerziehen von Kindern für sie als eine „normale“ Möglichkeit der Lebensführung in ihrem Leitbild von Familie verankert ist. Eine Stütze in der Kindererziehung könnte, wie im Bild dargestellt, die Großmutter sein.

Auch die Aspekte der gestiegenen räumlichen Mobilität und des Wohnens an getrennten Orten kommt in den Zeichnungen vor: In Bild Nr. 20 ist zwar keine Fernbeziehung dargestellt, aber doch eine Familie oder ein Familienverband, der über den Globus verstreut lebt und gleichwohl miteinander verbunden ist. Um welche Familienmitglieder es sich im Einzelnen handelt, ob es Erwachsene sind oder Kinder, lässt sich nicht beurteilen. Insofern ist dieser Hinweis eher abstrakter und allgemeiner Natur. Dass Lebensformen wie Living Apart Together (LAT) oder die klassische Fernbeziehung mit Haushalten, die weit voneinander entfernt liegen, heute Bestandteil des Leitbildes der Familie seien, lässt sich somit eher errahnen als belegen.

Die abstrakten Familiendarstellungen sind in diesem Zusammenhang schwer zu deuten. Das Bild Nr. 33 stellt einen Baum dar, der beispielsweise an gewachsene Traditionen und an Reproduktion durch neue Äste und Blätter denken lässt. Zu einer möglichen Manifestation einer Pluralisierung von Familienleitbildern lässt sich nur schwer eine Aussage treffen. Das Bild Nr. 34 stellt möglicherweise eine Art organisches System dar, das die Familie als ein flexibles, dennoch zugehöriges Gebilde beschreibt. Dies ließe ggf. eine hohe Individualität und Flexibilität fern von gesellschaftlichen Konventionen vermuten. Ob sich aber in diesem abstrakten Bild tatsächlich eine Pluralisierung der Familienleitbilder erkennen lässt, muss offen bleiben.

Die Tatsache, dass in der großen Mehrzahl der Bilder Kinder einen Bestandteil der Familien ausmachen, spiegelt das Credo des fünften Familienberichts der Bundesrepublik wider: Familie ist da, wo Kinder sind (Bundesministerium für Familie und Senioren 1994). Dieses Kriterium ist neben dem gemischtgeschlechtlichen Elternpaar in den Zeichnungen sehr präsent, während die Vorstellungen hinsichtlich anderer Kriterien, wie der Ehe oder einer bestimmten Kinderzahl, uneinheitlicher sind. Die Definition wurde in der Stellungnahme zum siebten Familienbericht erweitert, indem sie als Gemeinschaft mit starker Bindung, in der mehrere Generationen füreinander sorgen, definiert wird (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2006). Dementsprechend spielen in einigen Zeichnungen (Bilder Nr. 8, 13, 25, 26, 27, 28) auch Großeltern eine Rolle, sodass man davon ausgehen kann, dass im Alltagsverständnis mitunter mehr als nur zwei Generationen als Familienbestandteil betrachtet werden. Außerdem sind in dieser Erweiterung der Definition auch erwachsene Kinder mit inbegriffen, die für ihre gealterten Eltern sorgen. Dafür dass dieser Familienbegriff auch den Familienleitbildern in der Gesellschaft entspricht, geben die Zeichnungen jedoch keinen Hinweis. Angesichts der Pluralisierung von Lebensformen definieren einige Familiensoziologen Familie bereits, ohne auf einen Generationenunterschied zurückzugreifen (vgl. Schneider 2008: 12). Kinderlose Ehepaare, kinderlose nichteheliche Lebensgemeinschaften und kinderlose

gleichgeschlechtliche Partnerschaften wären demnach mit einbezogen. Diese Entwicklung scheint in den Familienvorstellungen der Zeichnerinnen und Zeichner allerdings ebenfalls noch keine Relevanz gespielt zu haben und somit noch nicht im alltäglichen Verständnis angekommen zu sein.

Zusammenfassend ist also sehr wenig Pluralität in den Familienleitbildern auszumachen. Gemessen an der statistischen Verbreitung nichtkonventioneller Lebensformen und auch an ihrer sozialen Akzeptanz ist das Leitbild der Familie noch sehr stark am bürgerlichen Ideal der Kernfamilie orientiert – mit einem gemischtgeschlechtlichen (Ehe-) Paar und ein bis zwei Kindern, die gemeinsam unter einem Dach wohnen. Wie ist die Dominanz der klassischen Kernfamilie in den Leitbildern bzw. in den Zeichnungen von Familie der vorwiegend deutschen Zeichnenden zu deuten?

Rückblickend ist zu konstatieren, dass sich die bürgerliche Kernfamilie unter den Bedingungen der Industrialisierung als hochgradig funktional erwiesen hat (vgl. Kaufmann 1995: 10f.). Zieht man die Definition des Leitbildes nach Diabaté und Lück (2014) heran, so kann vermutet werden, dass dieses erprobte und bewährte Familienmodell, in dem zudem viele der Zeichnerinnen und Zeichner selbst aufgewachsen sein dürften, zwar nicht mehr unbedingt normativ gefordert wird, aber nach wie vor als selbstverständlich und möglicherweise auch nach wie vor als erstrebenswert gilt. Die Alternativen könnten noch vergleichsweise wenig attraktiv erscheinen, da sie zwar entdiskriminiert wurden, jedoch noch nicht in vergleichbarer Weise institutionalisiert sind. Die Kernfamilie bleibt als „Referenzkategorie“ aber auch als „Idealtypus“ erhalten (vgl. Schmidt 2002: 16, zit. nach Strohmeier/Schulz 2006: 30). Partnerschaftliche und familiäre Lebensformen stellen bis heute zentrale Lebensziele dar (Huinink/Schröder 2008: 91). Möglicherweise hat sogar ein Wandel des Wertewandels (vgl. Hradil 2003: 46) stattgefunden, im Rahmen dessen man sich inmitten einer Vielzahl real gelebter Familien- und Lebensformen auf die sicher erprobte, traditionelle Kernfamilie zurückbesinnt.

9 Natur und Eigenheim: Welche Bedeutung hat die Kulisse?

Helena Daum, Detlev Lück

Es ist auffällig, dass in der Mehrzahl der Bilder nicht nur eine Personengruppe gezeichnet wurde, die mutmaßlich die Mitglieder einer Familie darstellt, sondern dass diese von Zeichnerinnen und Zeichnern meist in eine Kulisse hineingestellt wurde (vgl. Kap. 5). Oft ist dieser Hintergrund sehr detailreich und aufwändig gemalt – nicht selten aufwändiger als die Familienmitglieder selbst. Es muss also angenommen werden, dass die Kulisse nicht nur schmückendes Beiwerk, sondern – zumindest für einige Zeichnerinnen und Zeichner – auch inhaltlich wichtig ist. Die folgenden Ausführungen beschäftigen sich daher mit der Frage, welche Bedeutung diese Kulisse hat. Warum war es den Zeichnerinnen und Zeichnern so wichtig, zu zeigen, wo sich die Familie befindet? Was genau ist im Hintergrund zu sehen? Und warum wurden genau diese Kulissen ausgewählt?

Die Tatsache, dass Künstlerinnen und Künstler, die Menschen dargestellt haben, diese nicht einfach auf ein weißes Blatt, sondern in eine Kulisse hineingezeichnet haben, muss bedeuten, dass das Setting bei Familienzeichnungen eine besondere Rolle spielt. Die Akribie, mit der diese Kulissen zum Teil dargestellt wurden (z. B. Bilder Nr. 3, 14, 15), unterstreicht diesen Eindruck. Und auch der Umstand, dass es eine Regelmäßigkeit immer wiederkehrender Motive gibt und dass diese Motive keineswegs einer alltagsnahen Situation der Mehrzahl der Familien in Deutschland entspringen, deutet an, dass die Kulisse mehr zum Ausdruck bringt als spontane Laune oder Lust am Zeichnen. Welche Rolle die Kulisse aber spielt, lässt sich ohne einen genauen Blick auf die konkreten Motive nur erraten. Daher können die eingangs gestellten Fragen auch nicht unabhängig voneinander beantwortet werden.

Die Anzahl der Motive ist in der Tat begrenzt: Es ist auffällig, dass als Hintergrund bei Familienbildern vor allem Häuser und Natur eine sehr dominante Rolle spielen. Auch Himmel mit Sonnen und/oder (Regen-)Wolken sind sehr oft zu sehen. Hin und wieder werden auch Tiere, Spielplätze oder Autos in die Kulisse gemalt. Außerdem findet man vermehrt Symbolzeichnungen wie Herzen oder Ringe vor, mit denen sich das nachfolgende Kapitel 10 näher beschäftigt. Auf diese Motive soll nun nacheinander eingegangen werden.

Das vielleicht auffälligste Motiv ist das des Hauses. Ein Haus wurde 19 Mal gezeichnet, also in der Mehrzahl der Zeichnungen (Bilder Nr. 2, 3, 5, 6, 8, 11, 12, 13, 14, 15, 17, 22, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 36). In zwei Fällen (Bilder Nr. 15, 26) wurde das Haus dabei, streng genommen, nicht als Kulisse dargestellt, sondern als ein Element in einer Art Collage, das offenbar eine bestimmte Sphäre oder einen Aspekt von Familie (neben anderen) darstellt. In allen 19 Fällen handelt es sich um freistehende Häuser mit Spitzdach. In den meisten Fällen kann man davon ausgehen, dass ein Einfamilienhaus dargestellt ist – keine Hochhaussiedlung, keine Mietskaserne und keine einzelne Wohnung in einem Mehrfamilienhaus, obwohl dies der realen Wohnsituation vieler Familien entspricht. Die gezeichneten Häuser sind überwiegend groß und geräumig, mitunter auch luxuriös (z. B. Bilder Nr. 14, 17, 24).

Die Häuser wurden meist nicht in die Bildmitte, sondern an den Bildrand gemalt. Häuser und Familien sind häufig gleich groß gemalt wie die darin lebenden Menschen. Meist dürfte dies der Perspektive geschuldet sein und andeuten, dass sich das Haus weiter hinten befindet (z. B. Bilder Nr. 3, 5, 6). Zuweilen stehen die Häuser eigentlich auf gleicher Höhe mit den Menschen, am linken oder rechten Bildrand, und sind somit nicht maßstabsgetreu gezeichnet (insb. Bilder Nr. 11, 22, 25, 29). Beides spricht dafür, dass die Häuser tatsächlich „nur“ Kulisse für die zur Familie gehörigen Menschen sind; sie sind weniger „zentral“ und von graduell geringerer Bedeutung. Dennoch sind sie, wie bereits dargestellt, nicht unwichtig, was sich unter anderem an dem Aufwand ablesen lässt, mit dem sie gezeichnet wurden: Alle Häuser sind mit Fenstern und Türen gezeichnet. Viele Zeichner befassten sich sogar zeichnerisch mit Details wie Gardinen und rauchenden Schornsteinen (z. B. Bilder Nr. 3, 5, 8, 14, 28).

Zur Bedeutung des Hauses für das Familienleitbild bieten sich einige Ansätze an: Das Haus steht möglicherweise für Sicherheit und Geborgenheit. Es schützt nicht nur vor Wind und Wetter, sondern auch vor anderen Menschen oder sonstigen Gefahren, die die Familie bedrohen könnten. Insbesondere für Kinder, so könnte eine leitbildhafte Vorstellung plausibel aussehen, sollte Familie Schutz bieten. Diesen Schutz bietet das Haus faktisch, weswegen es auch Teil des Familienleitbildes sein könnte, dass eine Familie faktisch ein Haus besitzt. Darüber hinaus symbolisiert das Haus die Schutzfunktion möglicherweise und sagt somit aus, dass die Familie ihren Mitgliedern Sicherheit und Geborgenheit bieten sollte.

Darüber hinaus könnte das Haus einen sicheren Rückzugsort darstellen, der seinen Mitgliedern „Zuflucht“ bietet, um den Forderungen und Einflüssen von Arbeitswelt, Schule, Politik und anderen Sphären des öffentlichen Lebens zu entfliehen. Es könnte darüber hinaus für das Private stehen und der Ort sein, an dem Familie und Familienleben stattfindet. Dies wäre ein Motiv, das in der Familiensoziologie bekannt ist und als Kennzeichen der modernen Industriegesellschaft gilt, in der sich Arbeitsort und Privatsphäre räumlich trennen: Familie als Ort der Intimität, als Gegensatz zur äußeren, öffentlichen Welt und als Rückzugsort im davon (vgl. Beck 1986: 9). Dazu würde die Beobachtung passen, dass diese äußeren Sphären des öffentlichen Lebens selten gezeichnet werden. Zwar gibt es Symbole für Geld (z. B. Bilder Nr. 18, 28) oder Hinweise auf „Beruf“ und „Kultur“ (Bild Nr. 27) als Aspekte des Familienlebens (vgl. Kap. 10). Doch diese werden ggf. eher im bildlichen Sinne „am Rande“ mitgedacht und mitgezeichnet. Die Familienmitglieder im Zentrum sind in keiner einzigen Darstellung mit Erwerbsarbeit oder anderen unangenehmen Tätigkeiten beschäftigt. Eher gehen sie Freizeitaktivitäten nach (z. B.

Bilder Nr. 23, 24, 25) oder pflegen den Müßiggang. Offenkundig haben sie Freizeit. Wenn das einen wichtigen Aspekt von Familienleben darstellt – dass es im Privaten stattfindet und nicht in der Schule oder im Beruf – dann ist das private Eigenheim folgerichtig der wichtigste Ort des Familienlebens.

Eine letzte plausible Deutung des Hauses greift den Umstand auf, dass die Häuser alle als alleinstehend und überwiegend recht groß gezeichnet wurden und dass sie mitunter durch Symbole für Geld kombiniert werden: Es könnte für einen gewissen Wohlstand und die ökonomische Sicherheit stehen, die Familie ihren Mitgliedern, insbesondere den Kindern darin, bieten sollte. Familie sollte es sich leisten können, allen Familienmitgliedern gesundes und ausreichend viel Essen, Kleidung, Bildung, Hobbies und Urlaub zu finanzieren. In dem Sinne verweist das Haus auf die Norm der verantworteten Elternschaft, die unter anderem fordert, Kinder nur dann in die Welt zu setzen, wenn man ihnen auch eine materielle Grundlage bieten kann (vgl. Kaufmann 1981). Neben der Größe der Häuser und dem Umstand, dass sie freistehende Einfamilienhäuser sind, lassen sich auch einige private Autos bzw. Garagen (Bilder Nr. 2, 13, 28, 36) so interpretieren sowie diverse große Gärten, die um diese Häuser herum dargestellt sind (z. B. Bilder Nr. 3, 6, 12, 14).

Allerdings ist nicht immer klar, ob Wiesen, Blumen und Bäume, die neben ein Haus gezeichnet sind, einen privaten Garten darstellen oder ob sie nur eine unbebaute grüne Umgebung des Hauses sind. Doch unabhängig davon fällt auf, dass dies ein zweites sehr häufiges Motiv ist: Natur als Kulisse. In einzelnen Fällen macht ein Gartenzaun oder ein schriftlicher Hinweis deutlich, dass es sich um einen privaten Garten handelt (Bilder Nr. 2, 12). In vielen Fällen bleibt dies offen (Bilder Nr. 3, 5, 6, 8, 13, 17, 27). Einige Bilder schließlich zeigen Natur ganz ohne Haus und Gartenzaun, so dass man davon ausgehen muss, dass die Kulisse, in der sich Familie hier aufhält, ein Park oder eine Wiese abseits von bebautem Gelände ist (Bilder Nr. 1, 4, 7, 23). Mit insgesamt 13 Zeichnungen nimmt sich ein großer Teil der Zeichner die Zeit, um darzustellen, dass Familienleben in oder in der Nähe von Natur stattfindet. Vereinzelt beinhaltet die Naturdarstellung auch Tiere (Bilder Nr. 3, 23). Insgesamt ist die Darstellung sehr idyllisch: Tiere lächeln und sind friedfertig. Pflanzen wachsen, selbst wenn sie naturwüchsig zu sein scheinen, ebenmäßig und schön. Blumen blühen und sind farbenfroh. Die Grünflächen sind leicht zugänglich und begehbar. Sofern nicht künstlich angelegte Gärten und Parks dargestellt sind, erscheint die Natur hier nahezu paradiesisch.

Es schließt sich die Frage an, welche Bedeutung die Natur für das Familienleitbild hat. Zunächst kann man den Garten als Ort der Erholung und der Freizeitgestaltung deuten. Wie schon das Haus, so lässt er sich als ein Ort deuten, der nicht unbedingt privat sein muss, an dem aber private Freizeit verbracht wird, die für Familienleben konstitutiv ist. Dafür sprechen die Tätigkeiten, die die Familien auf einzelnen Darstellungen in der Natur ausüben: wandern (Bild Nr. 23) oder ein Laternenumzug (Bild Nr. 25). (Auf anderen Bildern könnten Spaziergänge dargestellt sein, eventuell aber auch nur untätige Menschen.) Dafür sprechen auch die wiederholt dargestellten Schaukeln und Spielgeräte, wie sie auf Spielplätzen zu finden sind (Bilder Nr. 11, 12, 14, 28). Diese signalisieren eine kinderfreundliche Umgebung, in der Freizeit verbracht wird, in der gespielt wird. Die Natur bietet Ablenkung von den Sorgen und Nöten des Berufslebens und der „äußeren Welt“, aus der Familie einen Rückzugsort darstellt.

Auch eine zweite Interpretation lässt sich vom Motiv des Hauses analog übernehmen: Möglicherweise assoziieren die Künstler Natur mit etwas, das tatsächlich einem Garten Eden gleicht und einen Schutzraum darstellt, in dem der Stress der Arbeitswelt, Konflikte mit Nachbarn oder Kollegen, in dem Kriminalität, Schulden, schlechte Noten und politische Probleme weit weg sind. Die Idylle ist keine natürliche Natur, sondern eine idealisierte schöne Welt ohne Sorgen, gewissermaßen ein „Teletubby-Land“. Zu dieser Deutung passen auch die zahmen und fröhlich wirkenden „wilden“ Tiere, die (neben Haustieren) vereinzelt als Teil der Natur dargestellt werden (z. B. Bilder Nr. 3, 23).

Eine weitere Möglichkeit ist, dass Natur für Wachstum und Veränderung steht. Dies wäre eine vergleichsweise abstrakte, symbolische Lesart. Symbolik könnte auch in einzelnen Details der Naturdarstellung enthalten sein. Bäume beispielsweise lassen sich als Symbol für sicheren Halt oder für den Familienstammbaum deuten. Das gilt vor allem für Darstellungen, in denen sie explizit als Symbol ergänzt wurden (vgl. Kap. 10), aber unter Umständen auch in Darstellungen, in denen sie Teil einer zumindest potenziell natürlichen Kulisse sind.

Im weiteren Sinne zur Natur, in jedem Fall aber zur Kulisse, zählt auch der Himmel bzw. das Wetter. Auf 15 Bildern, und somit auf fast jedem zweiten Bild, findet man eine Sonne (Bilder Nr. 1-4, 6, 7, 11, 14, 15, 19, 21, 23, 27-29). Auf einigen ist blauer Himmel zu sehen (Bilder Nr. 4, 6, 14, 21, 27). Ebenfalls wiederholt werden Wolken (Bilder Nr. 1, 2, 3, 7, 18, 19, 22) und sogar Regen (Bilder Nr. 1, 19, 22) und ein Blitz (Bild Nr. 18) gezeichnet. Nicht selten tauchen Sonne und Regenwolken gemeinsam auf.

Auch aus Himmel und Wetter lassen sich verschiedene Bedeutungen für das Familienleitbild herauslesen. Die Darstellung des Himmels könnte zunächst einfach signalisieren: Die Personen befinden sich im Freien – eben in der Natur. Darüber hinaus werden mit Wetterelementen sehr wahrscheinlich Stimmungen zum Ausdruck gebracht: Sonne für gute Laune und Unbeschwertheit – Regen und Wolken für Kummer und Sorgen. Auch hier gibt es Darstellungen, in denen diese Elemente eindeutig als Symbole zu sehen sind (vgl. Kap. 10); doch auch dann, wenn Sonne und Wolken in eine natürliche Kulisse eingebaut sind, können sie symbolischen Charakter haben. Dabei ist mit Wolken und Regen wohl seltener ein Streit innerhalb der Familie oder ein Problem zwischen Familienmitgliedern gemeint. Denn dort, wo Regen oder Unwetter dargestellt sind, wirken die Familienmitglieder dennoch untereinander sehr solidarisch und eng und in Liebe verbunden (Bilder Nr. 1, 18, 19). Darüber hinaus beschirmen sich Familienmitglieder gegenseitig gegen Regen (Bilder Nr. 1, 22). Das spricht dafür, dass der Regen keine familieninterne, sondern ein durch externe Probleme verursachte Missstimmung zum Ausdruck bringt, vor dem Familie Schutz bietet bzw. mit dem sich Familie beschäftigen muss. Zu denken wäre beispielsweise an einen Nachbarschaftsstreit, Arbeitslosigkeit oder an die Krankheit eines Familienmitgliedes. Allerdings stellt sich dabei die Frage, ob Sonne und Wolken dann tatsächlich die Stimmung der Familienmitglieder oder nicht (auch) die externen positiven Ereignisse oder Probleme symbolisieren, die diese Stimmungen auslösen. In diesem Fall stünde Wetter für etwas nicht Beeinflussbares, für äußere Umstände und schicksalhafte Ereignisse, die Familie im system-theoretischen Sinne als „Umwelt“ erfährt.

Abschließend steht hier die Frage im Raum, ob es sich wirklich um realistische Darstellungen von Familie handelt, wie der „realistische“ Zeichenstil, den das Kapitel 5 feststellt, zunächst erwarten lassen würde. Dies ist offenkundig tatsächlich nicht immer der Fall. Zwar greifen offensichtlich einige Zeichnerinnen und Zeichner ihre eigenen Familien, und somit eine reale Familie, als Motiv auf (z. B. Bild Nr. 8, in dem die Familienmitglieder mit „Oma“, „Papa“, „Mama“, „meine kleine Schwester“ und „ich“ bezeichnet sind). Doch viele Bilder sind zumindest idealisiert oder symbolisch aufgeladen. Sie zeigen Wunschkonstruktionen von Familienleben, die sich aber mehr oder weniger realisieren lassen könnten. Genau das bezweckt die Studie aber auch, wenn sie die Zeichnungen von Familie als empirischen Zugang zur Erfassung von Familienleitbildern nutzbar machen will.

10 Herz, Sonne, Ehering: Symbole in den Zeichnungen

Sarah Brod, Eva-Maria Hohaus, Julia Schultheis, Detlev Lück

Viele, mindestens 13 der 36 gezeichneten Bilder sind dadurch gekennzeichnet, dass sie neben den eigentlichen Familienmitgliedern auch zahlreiche Symbole enthalten. So haben die Teilnehmerinnen und Teilnehmer ihre Bilder beispielsweise mit Eheringen, Herzen, Sonnen, Regenbögen, vierblättrigen Kleeblättern, Dollar- oder Euro-Symbolen,

Nationalfahnen oder Uhren ergänzt (Bilder Nr. 1, 5, 14, 15, 17-21, 26-29). Ebenfalls eine nennenswerte Anzahl von Bildern sind dadurch gekennzeichnet, dass dort Text ergänzt wurde (Bilder Nr. 8, 12, 13, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 32, 33, 34, 35): teilweise einzelne Begriffe (wie z. B. „Harmonie“, „Verständnis“, „Liebe“ und „Respekt füreinander“ in Bild Nr. 13, ähnlich 27, 28), teilweise Beschriftungen, die erläutern, was dargestellt wurde (wie z. B. „Oma“, „Papa“, „Mama“, „meine kleine Schwester“ und „ich“ in Bild Nr. 8, ähnlich 12, 13, 24, 25, 26, 28, 29, 32, 34, 35), in einem Fall auch einen erläuternden Satz (Bild Nr. 30, 33 – Rückseite des Blattes). Wir gehen davon aus, dass die Zeichner die Ergänzungen vorgenommen haben, um Dinge zum Ausdruck zu bringen, die ihre zeichnerischen Fähigkeiten sonst nicht zum Ausdruck hätten bringen können, die aber dennoch wichtig für ihre Vorstellung von Familie sind. Dabei sind Symbole und Text äquivalent. Da Symbole und insbesondere Text unmittelbarer und eindeutiger vermitteln, was der Zeichner mitteilen will, bieten sie eine gute Grundlage zur Auswertung.

Wie bereits in Kapitel 9 angeklungen, stellt sich in einigen Zeichnungen die Abgrenzung zwischen Symbol und realistischer Darstellung schwierig dar. Das gilt insbesondere für Kulissen: So können z. B. Baum, Haus oder Sonne jeweils als Teil einer Szenerie oder als Symbol gedeutet werden. Häufig haben die Zeichner auch keine plastischen Menschen gemalt, sondern stark reduzierte Darstellungsformen, wie sie z. B. auch als Piktogramm auf Toilettentüren zu finden sind. Doch eine klare Trennung zwischen realer Szene und Symbol wäre ohnehin nicht sinnvoll: Symbolhaft erscheinen, streng genommen, bereits die Darstellungen einzelner Familienmitglieder (z. B. Kind für das Vorhandensein einer fürsorgebedürftigen Person in der Familie), ihre Gesichtsausdrücke (z. B. Lächeln für positive Emotionen) oder das Händehalten von zwei Personen (als Darstellung von Verbundenheit): Nachdem – im Idealfall – keine (vollständig) realistischen Szenarien, sondern Wunschbilder und Ideale zu Papier gebracht werden, ist im Zweifel alles an den Zeichnungen in gewisser Weise symbolisch zu verstehen. Für dieses Kapitel muss daher eine operative Abgrenzung gezogen werden: Im Folgenden werden jene Bildelemente als „Symbol“ bezeichnet und eingehender betrachtet, die vom Zeichner mutmaßlich nicht als Teil einer zumindest potenziell natürlichen, zusammenhängenden Szenerie gemeint sind, sondern ergänzend zu dieser auf das Blatt gemalt wurden. Symbolische Bedeutungen von natürlich dargestellten Szenen – wie etwa die Wetterlage – sind bereits in den vorangegangenen Kapiteln (insb. in Kap. 9) diskutiert worden.

Als ein sehr gutes Beispiel für die Verwendung von Symbolen kann ein Bild gelten, auf dem in der Bildmitte eine Frau und ein Mann mit Kinderwagen dargestellt sind (Bild Nr. 15). Um das Paar herum finden sich in Gedankenblasen verschiedene Symbole, welche man mit Familie und Partnerschaft nachvollziehbarerweise in Verbindung bringen kann. Diese bilden keine Kulisse wie bei anderen Bildern, sondern die Symbole stehen außerhalb der Szene. Die Gedankenblasen sollen offenbar ausdrücken: Hier handelt es sich um Dinge, die die beiden Partner denken oder empfinden. Dargestellt sind zehn Symbole, die wahrscheinlich Wünsche und Ziele der Mitglieder einer typischen Familie darstellen, darunter beispielsweise ein Herz und eine Rose, die für Liebe bzw. für Zuneigung stehen dürften.

Die Verwendung von Symbolen ist eine Kommunikationsform, die ohne Worte auskommt. Sie wurde hier vielleicht eingesetzt, um der Arbeitsanweisung, ein Bild zu malen bzw. zu zeichnen, eher gerecht zu werden, während man schriftliche Kommentare unter Umständen schon als „Regelverletzung“ deuten könnte. Der Umstand, dass einige Zeichner Symbole gezeichnet haben statt Text zu ergänzen, ist also weniger bedeutsam als die Tatsache, dass sie überhaupt ergänzend zu ihrem Bild einer Familie etwas mitteilen wollten. Ein Fazit könnte demnach lauten: Nicht alles, was Familie ausmacht, kann man sehen oder zeichnen! Zu denken ist beispielsweise an eine bestimmte Qualität von Beziehungen oder an bestimmte Emotionen, die der Umgang in Familie auslösen sollte.

Wenn Symbole als Substitut für bzw. äquivalent zu Sprache gelten können, dann können sie auch in ähnlicher Weise inhaltsanalytisch interpretiert werden – und zwar eher als die Zeichnungen von Familien selbst, von denen unklar ist, inwieweit der Zeichner darin

bewusst oder unbewusst Informationen mitteilt. Genau wie Sprache muss ein Symbol aber erst korrekt verstanden werden, um es zu interpretieren. Das ist nicht zwingend der Fall. Ein einfaches „Lesen“ der Symbole gelingt nur dort, wo innerhalb unserer Kultur gemeinsame Sinnfestlegungen vorliegen (Schäfers & Kopp 2006: 319). Problematisch kann es werden, wenn der Zeichner aus einem anderen Kulturkreis (oder auch nur einem anderen sozialen Milieu) stammt. Dann kann er eine andere Bedeutung unterstellen (eine andere „Sprache sprechen“). In Fällen, in denen keine gemeinsame Sinnfestlegung vorliegt, ist die Deutung in ähnlicher Weise auf Spekulation angewiesen wie die Deutungen in den Kapiteln zuvor. Und auch in dieser Hinsicht strapazieren einige der verwendeten Symbole den gemeinsam geteilten Bedeutungskosmos; hier entwerfen Zeichner eventuell auch individuelle Symbole. In diesen Fällen könnte lediglich eine nachträgliche Befragung des Zeichners die Deutung bestätigen, die aber in der vorliegenden Studie in der Regel nicht stattgefunden hat.

Zumindest auf die wiederholt vorkommenden und somit soziologisch in besonderer Weise relevanten Symbole in den Zeichnungen soll im Folgenden näher eingegangen werden. Von ihnen muss angenommen werden, dass sie kulturell verbreitete Vorstellungen von Familie transportieren, die über die subjektiven Empfindungen des Einzelnen hinausgehen. Dabei steht zunächst die allgemeine Bedeutung der Symbole im Vordergrund. Daneben wird auch ihre Häufigkeit und Ausgestaltung in Augenschein genommen. Abschließend erfolgt jeweils eine Interpretation in Bezug auf das dahinterstehende Familienleitbild.

Die Sonne ist, wenn man die realistischen Szenarien mitzählt, insgesamt das am häufigsten verwendete Symbol. Explizit als Symbol taucht sie jedoch nur zweimal auf (Bilder Nr. 15, 29). Die Sonne ist ein Beispiel für das Problem, dass ein und dasselbe Symbol unterschiedliche Bedeutungen haben kann. Sie beschreibt z. B. eine gute Wetterlage (Fuchs-Heinritz et al. 2011: 668). Weitaus wahrscheinlicher aber ist in diesem Kontext die Bedeutung für gute Laune, positive Emotionen oder Glücklichein (vgl. Kap. 9). Diese bestätigt sich auch in einer Zeichnung, zu der aus einer nachträglichen Befragung eine Erklärung vorliegt: Die Zeichnerin von Bild Nr. 11 sagte, dass sie mit der Sonne eine „gut-gelaunte Familie“ zum Ausdruck bringen wollte. Bezogen auf das Familienleitbild könnte aus der Darstellung von Sonnen also geschlossen werden, dass die gleichsam von der Sonne ausgestrahlte emotionale „Wärme“ und Lebensfreude zum Leitbild einer Familie gehören. In einer Familie besteht der Wunsch, wenn nicht gar das Bedürfnis nach emotionaler Wärme, die einen sehr wichtigen Aspekt der Zusammengehörigkeit darstellt.

Der Baum gehört ebenfalls zu den häufig vorkommenden Symbolen, wenn man die realistischen Szenen einschließt; explizit symbolisch wird er einmal verwendet (Bild Nr. 33). Die Bäume auf den Zeichnungen könnten ein Symbol für Kraft, festen Halt, Rückhalt durch die Familie oder für Wachstum sein. Im Volksmund wird von der Familie häufig auch als den Wurzeln eines Menschen gesprochen, so dass mit den Bäumen das Verwurzeltein zum Ausdruck gebracht werden könnte. Sie könnten auch Stammbäume und somit Anordnungen von Generationen und Familienbeziehungen darstellen (Schäfers & Kopp 2006: 318). Der Zeichner von Bild Nr. 33 beantwortet die Frage, wie er sich persönlich Familie vorstelle, mit der Zeichnung eines Baumes – ohne eine Personengruppe – und dem Kommentar auf der Rückseite des Blattes: „Family is a big strong tree with deep unbreakable roots“. Gerade in diesem Zusammenhang ist der Baum eindeutig als Symbol tituliert, für dessen Interpretation der Zeichner zumindest einen Hinweis liefert. Das Verwurzeltein und der Rückhalt in der Familie scheinen hier plausible Interpretationen.

Unter den expliziten Symbolen ist das Herz mit Abstand am häufigsten anzutreffen (Bilder Nr. 1, 2, 3, 4, 6, 7, 11, 14, 15, 19, 21, 23, 27, 28). Es wird überwiegend „klassisch“ leuchtend rot dargestellt, zuweilen aber auch als ein Rahmen, in dem weitere Darstellungen ihren Platz finden. Die Bedeutung wurde von keinem der Zeichner näher erläutert. Grund dafür könnte die große Verbreitung und Etablierung des Herzens als einem Symbol für Liebe sein. Häufig wird ein in Rinde geschnittenes Herz verwendet, um Liebe zu einer anderen Person zum Ausdruck zu bringen. Auch die Konsumindustrie bedient

sich des Symbols, z. B. um Produkte für den Valentinstag zu verkaufen. „Mitfühlend“ gilt für Findeisen (2006: 7) als eine weitere Bedeutung. In vielen Kulturen steht das Herz zusätzlich für den Sitz der Seele und des Gewissens (ebd.: 8). Herzen wurden von Westdeutschen, Ostdeutschen und einer Kurdin verwendet. Ein Herz scheint demnach ein durchweg positiv konnotiertes Symbol zu sein, das relativ unabhängig von der ethnisch-kulturellen Herkunft gebräuchlich ist. Im Kontext von Familienleitbildern ist das Herz als Wunsch zu verstehen, dass die Familienmitglieder – insbesondere dass die beiden (Ehe-)Partner – einander lieben sollten.

Ein ebenfalls sehr häufig anzutreffendes Symbol sind Eheringe. Sie sind auf sechs Bildern zu finden (Bilder Nr. 1, 14, 17, 26, 27, 28). Eheringe gelten seit jeher als Zeichen der Ehe und werden in vielen Kulturkreisen während der Hochzeit von den Ehepartnern getauscht – als Symbole, die im realen Leben physische Gestalt angenommen haben. Sie symbolisieren den Partnern die gegenseitige Liebe und sollen sie an ihr Versprechen der ewigen Treue erinnern. Nach außen symbolisieren sie die Zusammengehörigkeit zweier Menschen. Sind die Ringe verschlungen, wie es in bildlichen Darstellungen meist der Fall ist, bringt dies noch zusätzliche Stabilität zum Ausdruck, da es nicht möglich ist, die Ringe voneinander zu lösen, ohne sie zu zerstören. Diese Darstellung ähnelt zudem dem mathematischen Symbol für Unendlichkeit („∞“), was möglicherweise ebenfalls die Beständigkeit der Ehe unterstreichen soll. Sie könnten für den Wunsch nach Dauerhaftigkeit der Beziehung sprechen, die der Familie zugrunde liegt. Sie könnten natürlich ebenso zum Ausdruck bringen, dass nur ein „ordentlich“ verheiratetes Paar Grundlage einer „richtigen“ Familie sein kann. Bild Nr. 28 ist in diesem Kontext aufschlussreich, weil hier zusätzlich erklärender Text ergänzt wurde: Demnach stehen die Eheringe für „Ehe + Treue“.

Weitere häufig verwendete Symbole sind jene für Geld, so wie Dollarzeichen („\$“), Eurozeichen („€“), Geldsäcke oder Geldscheine (Bilder Nr. 18, 26, 27, 28). Dollar- und Euro-Zeichen stehen jeweils für eine Währung, werden als Einheit für Geldbeträge und Preise verwendet und sind allgemein verbreitete Zeichen für Geld bzw. Reichtum. Letzteres erscheint in diesem Kontext als Bedeutung plausibel. Auch bei Geldscheinen und Geldsäcken ist diese Bedeutung offenkundig. Aufgrund der relativ häufigen Verwendung dieser Symbole scheinen Geld bzw. Wohlstand im Kontext von Familie ein unerwartet wichtiges Thema zu sein. Die genaue Bedeutung ist dabei interpretationsbedürftig: Ähnlich wie die großzügigen alleinstehenden Einfamilienhäuser (vgl. Kap. 9) könnten die Symbole eher finanzielle Sicherheit und Unabhängigkeit oder tatsächlich Reichtum und Wohlstand ausdrücken. Es könnte Teil eines Leitbildes sein, dass die Familienmitglieder in der Familie nicht nur Rückhalt bei Sorgen und Nöten in Beruf, Schule und öffentlichem Leben erfahren, sondern dass ihnen auch jegliche materielle und existenzielle Sorgen abgenommen sind: Was die Familie braucht, soll sie sich leisten können.

Relativ selbsterklärend sind Symbole wie vierblättrige Kleeblätter (Bilder Nr. 15, 17) als Symbol für Glück oder die als Text ergänzten Vorstellungen, wie eine Familie sein bzw. was in ihr vorzufinden sein sollte: „Harmonie“, „Verständnis“, „Liebe“, „Respekt füreinander“ (Bild Nr. 13), „Fürsorglichkeit“, „Achtung“, „Miteinander“, „Interesse“, „Liebe“, „Intimsphäre“, „Einigkeit“, „Frieden“, „Glück“, „Ehe“, „Gesundheit“ (Bild Nr. 27), „Liebe“, „Ehe + Treue“, „Ewigkeit“, „Geld“, „Familienurlaube“ (Bild Nr. 28).

Hervorzuheben ist das Bild Nr. 20, das insgesamt einen stark symbolischen Charakter hat. Es stellt eine Weltkugel dar, die von einem Herz eingefasst wird. Auf der Weltkugel sind Personen verteilt, die durch Linien verbunden sind. Eine mögliche Interpretation könnte lauten, dass Familie auf der ganzen Welt verteilt sein kann, solange nur die Personen durch die Liebe zueinander verbunden sind. Interessant ist ferner, dass der Zeichner von Bild Nr. 18 ein Paar durch ein strahlendes Herz umrahmt. Die Strahlen könnten die einer Sonne sein, so dass die Darstellung möglicherweise das Herz als Symbol für die Liebe und die Sonne als Zeichen von Lebensfreude und Wärme vereint. Mögliche Bedeutungen sind die perfekte Beziehung, die sich durch Liebe und Wärme auszeichnet, oder aber auch die Liebe als eine Art Schutzschild gegen Bedrohungen von außen.

Besonders auffällig ist auch das Bild einer Chinesin, die lediglich einen Mond und eine Landschaft gemalt hat (Bild Nr. 32). Ihre nachträgliche Erklärung zu dem Bild lautet, dass sie ganz China als Familie betrachte und bei der Fragestellung an das Mondfest denken müsse – ein chinesisches Familienfest, das mit dem europäischen Weihnachtsfest vergleichbar ist. Der Mond steht hier demnach als Symbol für ein komplexes Bündel aus China als Heimatland, dem Mondfest und seinen Ritualen, den damit subjektiv verbundenen Erinnerungen sowie wahrscheinlich konkreten Personen und Emotionen, die in diesen Erinnerungen vorkommen. Die Zeichnung ist im Übrigen ein deutliches Beispiel für die eingangs gemachte Feststellung, dass Symbole nur dann relativ eindeutig verstanden und gedeutet werden können, wenn für sie eine Sinnfestlegung vorliegt und wenn diese für den Zeichner und den Forscher bzw. Betrachter des Bildes identisch ist.

Aus der Analyse der Bilder ergibt sich, dass sich viele Zeichner ähnlicher Symbole bedient haben. Dabei wurden Symbole wie Herz, Eheringe und Sonne unabhängig vom Alter und der kulturellen Abstammung der Zeichnerinnen und Zeichner benutzt. Die Motivation, diese Elemente zu verwenden, war vermutlich, die für Familie große Bedeutung von Aspekten wie Liebe, Treue und emotionale Wärme zu betonen, was den Zeichnerinnen und Zeichnern mit einer „normalen“ szenischen Darstellung nicht möglich gewesen wäre. Diese Emotionen und Familienbeziehungen gehören offenkundig ebenso zum Leitbild einer Familie wie eine bestimmte Personenkonstellation. Mit den Geldzeichen soll zudem vermutlich der Wunsch nach finanzieller Sicherheit und einer soliden ökonomischen Existenzgrundlage ausgedrückt werden.

11 Fazit und Diskussion

Detlev Lück, Matthias R. Kern

Wir sind in dieser Studie von zwei Fragen ausgegangen. Die methodische Frage lautet: Lassen sich Zeichnungen von Familien als empirisches Material zur Erfassung von kulturellen Leitbildern der Familie nutzbar machen? Die empirische Frage lautet: Was sagen die vorliegenden 36 Zeichnungen von Familien über Familienleitbilder in Deutschland aus? Beide Fragen sollen im Folgenden zusammenfassend beantwortet werden.

11.1 Möglichkeiten und Grenzen der Bildanalyse als Methode

Dass sich aus den Zeichnungen von Familie einiges über die Familienleitbilder der Zeichnerinnen und Zeichner schließen lässt, wird u. a. durch das nachfolgende Kapitel 11.2 deutlich. Angesichts der Zahl der hier vorgestellten Befunde kann man die Zeichnungen als ein vergleichsweise reiches Datenmaterial ansehen. Die Frage ist insofern nicht, ob sich in Zeichnungen Hinweise auf Leitbilder finden und ob Bilder sich entsprechend interpretieren lassen; dies ist offenkundig der Fall. Die Frage ist, inwieweit diese Deutungen valide und hinreichend zuverlässig sind bzw. welche Einschränkungen es diesbezüglich gibt.

Zunächst muss an einige besondere Umstände der Studie erinnert werden: Sie war nicht von Beginn an als Forschungsprojekt vorgesehen, sondern startete im Rahmen eines Seminars als pädagogisches Beispiel dafür, wie eine Erhebung prinzipiell organisiert sein könnte (vgl. Vorwort). Dementsprechend hat sie einige Schwächen, die bei einer systematischen Planung von Beginn an leicht vermeidbar gewesen wären. So ist unter anderem die Instruktion an die Studienteilnehmer nicht standardisiert und daher uneinheitlich gewesen (vgl. Anhang II). Die Stichprobe ist relativ klein und in ihrer Zusammensetzung nicht systematisch gestaltet worden. Soziodemografische Angaben über die Teilnehmer liegen in unterschiedlicher Qualität vor. Von solchen Schwächen soll im

Folgenden, soweit möglich, abgesehen werden, um zu beurteilen, inwieweit die Methode prinzipiell zur Erfassung von Familienleitbildern geeignet sein kann.

Eine generelle, aber dennoch recht grundlegende Schwäche des Verfahrens besteht darin, dass sehr viele Menschen in Deutschland nicht gut zeichnen können. Das erschwert zum einen die Rekrutierung: Viele Menschen verweigern die Teilnahme mit dem Hinweis, dass sie „nicht zeichnen können“. Inwieweit das zu selektiven Stichprobenausfällen und zu verzerrten Messungen führt, wäre eingehender zu untersuchen; diese Möglichkeit besteht.

Ein zweiter Nachteil, der sich aus diesem Umstand ergibt, ist die eingeschränkte Qualität der Zeichnungen. Diese sehen auch dann, wenn sie von Erwachsenen gemalt wurden, oft wie Kinderzeichnungen aus. Zwar behelfen sich die Zeichnerinnen und Zeichner zuweilen dadurch, dass sie erläuternde Kommentare mit auf das Blatt schreiben oder andere Darstellungswege suchen (vgl. Kap. 10). Dennoch kommt es vor, dass sich Zeichnungen oder einzelne Elemente darin dem Betrachter nicht erschließen (etwa im Falle der Bilder Nr. 34 und 35). Während Menschen geübt sind, mit Sprache zu kommunizieren, und dabei in der Regel eindeutig zu verstehen sind, bleiben die zeichnerischen Botschaften vergleichsweise undeutlich und schemenhaft. Mit dieser Schwäche wird der methodische Zugang solange auskommen müssen, solange keine zeichnerisch geschulte Population untersucht wird. Für Sozialforschung der Gegenwart heißt das: lange.

Eine zweite Schwäche besteht darin, dass den Zeichnungen prinzipiell nicht anzusehen ist, inwieweit sie Assoziationen abbilden, die sich als ein Familienleitbild – also als eine idealisierte, verallgemeinerte Vorstellung von Familie – deuten lassen, oder inwieweit sie etwas anderes zeigen. Denn auch dann, wenn unterstellt wird, dass jeder Mensch eine Vorstellung davon hat, wie Familie idealerweise aussieht oder aussehen sollte, ist nicht gewährleistet, dass er diese zu Papier bringt. Zwar zeigen die Bilder deutlich mehr Kernfamilien mit zwei Kindern und beispielsweise auch mehr freistehende Einfamilienhäuser als faktisch Menschen darin leben, woraus gefolgert werden kann, dass zumindest einige Teilnehmer beim Zeichnen von ihrer eigenen Situation abstrahieren. Doch der Umstand, dass auf einigen Zeichnungen Menschen „beschriftet“ sind (etwa in Bild Nr. 8: „meine kleine Schwester“, ...), macht deutlich, dass zuweilen schlicht die eigene Familie gezeichnet wurde oder zumindest als Inspiration diente. Ob diese dann gleichzeitig maßgeblich die Vorstellungen davon prägt, wie Familie im Allgemeinen aussieht, ist fraglich.

Als Konsequenz kann zum einen versucht werden, mit einer entsprechenden Instruktion zu arbeiten, die den Teilnehmer dazu animiert, sein Familienleitbild zu zeichnen (etwa „Wie sollte Familie in Ihrer Vorstellung idealerweise aussehen?“ oder „Zeichnen Sie eine typische Familie!“). Allerdings ist dabei zu beachten, dass eine solche Formulierung möglicherweise den Vorzug ein Stück weit aufgibt, den Teilnehmer weitgehend im Unklaren darüber zu lassen, was die Studie eigentlich erfasst, und dadurch verstärkt Reaktanz auslöst. Eine zweite und wahrscheinlich weitaus verlässlichere Konsequenz wäre es, nach dem Anfertigen der Zeichnung ein nachträgliches kurzes qualitatives Interview zu führen, um genau diese Frage zu klären: Ist das, was gezeichnet wurde, eine Abstraktion und somit ein Leitbild oder nicht?

Eine weitere mögliche Schwäche könnte darin bestehen, dass die vorliegenden Zeichnungen deshalb keinen Aufschluss über Leitbilder geben, weil Teilnehmer schlicht ein Symbol für Familie als solche zeichnen, analog etwa zu einem Piktogramm auf einem Verkehrsschild oder auf einer Toilettentür: Die Darstellung eines Mannes, einer Frau und zweier Kinder könnte ein gesellschaftlich etabliertes Symbol für „Familie“ sein, ähnlich wie eine bestimmte Anordnung von Erwachsenen, Kind, Ball, Haus und Auto „Spielstraße“ bedeutet. In diesem Fall würde die Zeichnung lediglich aussagen: „Dies soll eine Familie sein“ und beispielsweise nicht „Zu einer Familie gehören im Idealfall ein heterosexuelles Elternpaar und zwei Kinder“. Natürlich spiegelt auch die konkrete Ausgestaltung eines Symbols gewisse Vorstellungen der Gesellschaft, in der das Symbol eingeführt wurde. Doch nach seiner Etablierung löst sich das Symbol von den Vorstellungen, die seine Form einst bestimmt haben. Daher können von einem gezeichneten Symbol für

Familie hier und heute allenfalls sehr mittelbar Rückschlüsse auf (einstmalige) kulturelle Leitbilder gezogen werden.

Inwieweit die Zusammenstellungen der Familienmitglieder (vgl. Kap. 6) Hinweise auf ein Leitbild geben oder lediglich ein piktogrammhaftes Symbol darstellen, kann nicht in jedem einzelnen Fall mit Sicherheit beantwortet werden. In einzelnen Fällen (insbesondere für die Bilder Nr. 12 und 22) ist dies plausibel, zumal hier tatsächlich nur vier „Strichmännchen“ bzw. auf Piktogramm-Stil reduzierte Figuren gezeichnet wurden. Doch in den meisten Zeichnungen sind neben der Kernfamilie auch Großeltern oder andere Verwandte mit im Bild zu sehen. Menschen interagieren miteinander; und auch in anderer Hinsicht sind die Zeichnungen zuweilen recht elaboriert. Dieser Umstand lässt sich als Hinweis werten, dass zumindest viele Zeichner kein kollektiv geteiltes Symbol abgerufen, sondern tatsächlich eine persönliche Assoziation gezeichnet haben, die sich als Leitbild interpretieren lässt.

Die Einschränkung, dass es sich um Piktogramme handeln könnte, trifft am ehesten auf die Darstellung von einzelnen Frauen und Männern innerhalb der Zeichnungen zu: Dass Frauen lange Haare haben, Röcke oder Kleider tragen und typischerweise rot oder pink gekleidet sind, wird selten gemeint gewesen sein, wenn eine Frau entsprechend dargestellt wurde – ebenso wenig dass Männer kurze Haare haben und blau gekleidet sind. Hier werden oft Symboliken abgerufen worden sein, die lediglich zum Ausdruck bringen sollten: „Dies ist eine Frau; dies soll ein Mann sein“ (vgl. Kap. 7). Doch auch in dieser Frage ist die Bildinterpretation spekulativ. Um mit einiger Gewissheit beurteilen zu können, ob sich eine bildhafte Darstellung als Hinweis auf ein Familienleitbild deuten lässt oder nicht – und wenn ja, in welcher Weise –, wäre die Kombination der Zeichnung mit einem nachträglichen qualitativen Interview eine vielversprechende Weiterentwicklung des hier verfolgten methodischen Ansatzes.

11.2 Was lernen wir über familienbezogene Leitbilder?

Sofern man den hier gewählten Ansatz als hinreichend valide und zuverlässig ansieht, lassen sich selbst aus der kleinen und unsystematisch erhobenen Stichprobe aus Zeichnungen einige Schlussfolgerungen für die Familienleitbilder in Deutschland ziehen.

Das Leitbild einer Familie ist stark mit der Vorstellung von der Zusammensetzung der Familie geprägt. Diese beinhaltet vor allem die Kernfamilie bestehend aus Vater, Mutter und Kindern. Der verbreiteten Vorstellung zufolge ist das Paar tatsächlich gemischtgeschlechtlich und im Übrigen verheiratet. Die Kinderzahl ist typischerweise klein – idealerweise zwei. Und unter den Kindern sind ebenfalls beide Geschlechter vertreten. Die Kinder sind klein, in jedem Fall minderjährig – und insofern auch fürsorge- und schutzbedürftig. Neben der Kernfamilie gehören in einem erweiterten Sinne auch Großeltern zur Familie, jedoch nicht grundsätzlich alle, sondern nur einzelne, insoweit enger Kontakt zu ihnen gepflegt wird. Auch Haustiere – Hunde und Katzen – können Teil der Vorstellung sein, wie sich eine Familie typischerweise zusammensetzt oder zusammensetzen sollte.

Zentraler Bestandteil des Familienleitbildes sind die sozialen Beziehungen der Familienmitglieder untereinander. Diese sind in jedem Fall eng. Familienmitglieder sind einander solidarisch verbunden, was im Händehalten oder gar Umarmen der Familienmitglieder untereinander dargestellt ist. Es herrscht Eintracht. Es gibt in der Familie keine Hierarchien – alle stehen im bildlichen und wörtlichen Sinne nebeneinander auf der gleichen Ebene. Zentral ist die Verbundenheit in Liebe, zumindest für das Elternpaar. Daneben sind Interesse, Verständnis, Respekt füreinander, Treue, Fürsorglichkeit, Harmonie und Einigkeit Begriffe, die eine beispielhafte Familienbeziehung beschreiben.

Familie ist ein Ort der Unbeschwertheit. Hier sind Menschen glücklich und frei von Sorgen. Den Problemen, Bedrohungen und Sorgen, die Familienmitglieder im Beruf, in der Schule oder anderswo in der Welt „draußen“ erfahren, können sie in der Familie entflie-

hen. Zwar gehört es zur Familie, dass sie mit verschiedenen Sphären wie Beruf, kulturellem Leben, Nachbarschaft oder Freundschaftsnetzwerken, in Verbindung steht. Familie selbst aber findet im Privaten statt. Hier wird gemeinsam Freizeit verbracht, gerne auch ein gemeinsamer Urlaub. Hier ist man unter sich. Attribute wie Intimsphäre, Frieden und Glück werden mit Familie in Verbindung gebracht.

Dementsprechend ist der Ort des Familienlebens entweder ein privates Eigenheim oder die Natur oder ein Garten, der zum Eigenheim dazugehört. Es ist ein schöner Ort, der zur fröhlichen Stimmung beiträgt – die Natur ist grün und idyllisch, das Wetter sonnig und schön, das Haus groß und geräumig. Es ist ein Ort, der auch ökonomische Sicherheit signalisiert, zumal Familie auch über eine solide ökonomische Basis verfügen sollte. Es ist ferner ein Ort, der vor äußeren Bedrohungen Schutz bietet und ein unbeschwertes Leben ohne Sorgen ermöglicht. Bedrohungen und Probleme können sich naturgemäß auftun – gerne bildhaft dargestellt durch dunkle Wolken, Regen und Unwetter. Doch dann spannt die Familie einen schützenden Schirm auf und hält sie fern. Der Schirm hat nicht zufällig mitunter die Konturen eines Hausdaches. Familie ist ein starker Rückhalt und bietet Halt, vergleichbar mit einem Baum mit dickem Stamm und festen Wurzeln.

Die heutige Vielfalt der Familienformen, häufig unter dem Begriff der Pluralisierung beschrieben, findet sich in den Vorstellungen von Familie nur vereinzelt wieder. Die persönliche Vorstellung jedes Einzelnen ist oft (auch) durch die eigene Familie geprägt. Entsprechend können Erfahrungen mit Trennung, Alleinerziehen, getrennten Wohnsitzen etc. auch Eingang in die persönlichen Familienleitbilder finden. Daraus entstehen aber offenbar bis heute kaum neue etablierte und kulturell verbreitete Leitbilder. Das Familienleitbild in Deutschland ist nach wie vor stark an der vierköpfigen bürgerlichen Kernfamilie ausgerichtet, die gemeinsam unter einem Dach lebt.

Allerdings gibt es möglicherweise graduelle Unterschiede zwischen den Familienleitbildern zwischen Frauen und Männern, wobei die Vorstellungen der Frauen ggf. häufiger Vielfalt und Abweichung vom Ideal der Kernfamilie mitdenken. Zudem hat wahrscheinlich die kulturelle Herkunft einen Einfluss, so dass ein Mensch mit Migrationshintergrund, der in Teilen in einer anderen Gesellschaft sozialisiert wurde, graduell andere Familienleitbilder teilt, als dies die Mehrheitsgesellschaft in Deutschland tut. Während beispielsweise die Kinderzahl unter Deutschen ohne Migrationshintergrund eher zwischen eins und zwei changiert, tendiert sie unter Menschen mit Migrationshintergrund eher zwischen zwei und drei.

Literatur

- Beck, U. (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Beck, U.; Beck-Gernsheim, E. (1993): Nicht Autonomie, sondern Bastelbiographie. In: Zeitschrift für Soziologie 22 (3): 178-187.
- Becker, G. S. (1993): A Treatise on the Family. Cambridge, Massachusetts: Harvard University Press.
- Beckmann, S. (2007): Die geteilte Arbeit? Möglichkeiten einer sozialpolitischen Steuerung des Careverhaltens von Männern. In: Zeitschrift für Familienforschung 19 (3): 371-392.
- Behning, U. (1996): Zum Wandel des Bildes „der Familie“ und der enthaltenen Konstruktion von „Geschlecht“ in den Familienberichten 1968-1993. In: Zeitschrift für Frauenforschung 14 (3): 146-156.

- Beier, L.; Rupp, M. (2009): Rollenbilder und Arbeitsteilung in den Ländern der EU. In: T. Mühling, H. Rost (Hrsg.): ifb-Familienreport Bayern 2009. Schwerpunkt: Familien in Europa. Bamberg: Staatsinstitut für Familienforschung, 121-141.
- Blank-Mathieu, M. (2001): Was eine Kinderzeichnung verrät. In: M. R. Textor (Hrsg.): Kindergartenpädagogik, Online-Handbuch. <http://www.kindergartenpaedagogik.de/429.html>.
- Bohnsack, R. (2001): „Heidi“: Eine exemplarische Bildinterpretation auf der Basis der dokumentarischen Methode. In: R. Bohnsack, I. Nentwig-Gesemann, A.-M. Nohl (Hrsg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Opladen: Leske + Budrich, 323-337.
- Bohnsack, R. (2003): Qualitative Methoden der Bildinterpretation. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaften 6 (2/2003): 239-256.
- Bohnsack, R.; Krüger, H.-H. (2004): Methoden der Bildinterpretation – Einführung in den Themenschwerpunkt. In: Zeitschrift für Qualitative Forschung 5 (1/2004): 3-6.
- Borck, R. (2010): Kinderbetreuung, Fertilität und Frauenerwerbstätigkeit. In: DIW-Vierteljahrshefte zur Wirtschaftsforschung 79 (3): 169-180. <http://www.wiwi.uni-passau.de/fileadmin/dokumente/lehrstuehle/kleinhenz/Borck/Publikationen/Kinderbetreuung.pdf>.
- Braun, A. (2001): Ehe- und Partnerschaftsvorstellungen von 1948-1996. Eine kulturwissenschaftliche Analyse anhand von Heiratsinseraten. Münster: Waxmann.
- Buchmann, M.; Eisner, M. (2001): Geschlechterdifferenz in der gesellschaftlichen Präsentation des Selbst. Heiratsinsetrate von 1900 bis 2000. In: B. Heintz (Hrsg.): Geschlechtersoziologie. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 41. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Bujard, M.; Lück, D. (2015): Kinderlosigkeit und Kinderreichtum: Gründe und Daten für eine paritätsspezifische Fertilitätsforschung. In: Zeitschrift für Familienforschung 27 (3): 255-269.
- Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (Hrsg.) (2012): (Keine) Lust auf Kinder? Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2006): Siebter Familienbericht. Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit. Perspektiven für eine lebenslaufbezogene Familienpolitik. <http://www.bmfsfj.de/doku/Publikationen/familienbericht/haupt.html>.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.) (2010): Ehe, Familie, Werte. Migrantinnen und Migranten in Deutschland. Monitor Familienforschung. Beiträge aus Forschung, Statistik und Familienpolitik, Band 24. <http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Broschuerenstelle/Pdf-Anlagen/Monitor-Familienforschung-Nr.24,property=pdf,bereich=bmfsfj,sprache=de,rwb=true.pdf>.
- Bundesministerium für Familie und Senioren (Hrsg.) (1994): Familien und Familienpolitik im geeinten Deutschland – Zukunft des Humanvermögens. Fünfter Familienbericht. Berlin: BMFS. http://www.bmfsfj.de/doku/Publikationen/familienbericht/download/5_Familienbericht.pdf.
- Burkart, G. (1993): Individualisierung und Elternschaft. Das Beispiel USA. In: Zeitschrift für Soziologie 22 (3): 159-177.
- Burkart, G. (1994): Die Entscheidung zur Elternschaft. Eine empirische Kritik von Individualisierungs- und Rational-Choice-Theorien. Stuttgart: Enke.
- Burri, R. V. (2008): Bilder als soziale Praxis: Grundlagen einer Soziologie des Visuellen. In: Zeitschrift für Soziologie 37 (4): 342-358.

- Busch, F. W.; Scholz, W.-D. (2006): Familienvorstellungen zwischen Fortschrittlichkeit und Beharrung. Ergebnisse einer empirischen Untersuchung von Ehe- und Familienvorstellungen Jugendlicher im internationalen Vergleich. Würzburg: Ergon.
- Carapacchio, I. (2009): Kinder in Regenbogenfamilien. Eine Studie zur Diskriminierung von Homosexueller und zum Vergleich von Regenbogenfamilien mit heterosexuellen Familien. http://edoc.ub.uni-muenchen.de/9868/1/Carapacchio_Ina.pdf.
- Crotti, E.; Magni, A. (2002): Die verborgenen Ängste der Kinder. Furcht und Bekümmertheit erkennen. München: Beust, 152-187.
- de Haan, G. (2001): Die Leitbildanalyse. Ein Instrument zur Erfassung zukunftsbezogener Orientierungsmuster. In: G. de Haan, E.-D. Lantermann, V. Linneweber, F. Reusswig (Hrsg.): Typenbildung in der sozialwissenschaftlichen Umweltforschung. Opladen: Leske + Budrich, 69-105.
- Diabaté, S.; Lück, D. (2014): Familienleitbilder. Identifikation und Wirkungsweise auf generatives Verhalten. In: Zeitschrift für Familienforschung 26 (1): 49-69.
- Dienel, C. (2003): Die Mutter und ihr erstes Kind. Individuelle und staatliche Arrangements im europäischen Vergleich. In: Zeitschrift für Familienforschung 15 (2): 120-145.
- du Bois-Reymond, M. (1998): Der Verhandlungshaushalt im Modernisierungsprozeß. In: P. Büchner, M. du Bois-Reymond, J. Ecarius, B. Fuhs, H.-H. Krueger (Hrsg.): Teenie-Welten: Aufwachsen in drei europäischen Regionen. Opladen: Leske + Budrich, 83-112.
- Eckhard, J.; Klein, T. (2006): Männer, Kinderwunsch und generatives Verhalten. Eine Auswertung des Familiensurvey zu Geschlechterunterschieden in der Motivation zur Elternschaft. Wiesbaden: VS.
- Esser, H. (1990): „Habits“, „Frames“ und „Rational Choice“. In: Zeitschrift für Soziologie 19 (4): 231-247.
- Feldmann-Neubert, C. (1991): Frauenleitbild im Wandel 1948-1988. Weinheim: Deutscher Studienverlag.
- Findeisen, P. (2006): Die Qualitäten des Herzens in der Psychotherapie. http://www.caduceus.de/texte/qualitaeten_herz_psychotherapie_2006-11.pdf.
- Flick, U. (2010): Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. Reinbek: Rowohlt.
- Fuchs-Heinritz, W.; Klimke, D.; Lautmann, R.; Rammstedt, O.; Stäheli, U.; Weischer, C.; Wienold, H. (2011): Lexikon zur Soziologie. Wiesbaden: VS.
- Geissler, B.; Oechsle, M. (1990): Lebensplanung als Ressource im Individualisierungsprozeß. Arbeitspapier Nr. 10 im Sonderforschungsbereich 186 der Universität Bremen „Statuspassagen und Risikolagen im Lebensverlauf“. <http://www.ssoar.info/ssoar/handle/document/5715>.
- Gerke, M. (2012): Anforderungen an Partnerschaften Eine qualitative Inhaltsanalyse von Kontaktanzeigen aus dem Internet. Inauguraldissertation an der Universität zu Köln.
- Gestrich, A. (1999): Geschichte der Familie im 19. und 20. Jahrhundert: Enzyklopädie Deutscher Geschichte. Band 50. München: R. Oldenbourg Verlag.
- Giesel, K. D. (2001): Typenbildung im Rahmen der Leitbildanalyse. Probleme und Lösungswege. In: G. de Haan, E.-D. Lantermann, V. Linneweber, F. Reusswig (Hrsg.): Typenbildung in der sozialwissenschaftlichen Umweltforschung. Opladen: Leske + Budrich, 227-241.
- Giesel, K. D. (2007): Leitbilder in den Sozialwissenschaften. Wiesbaden: VS.
- Grunow, D.; Schulz, F.; Blossfeld, H.-P. (2007): Was erklärt die Traditionalisierungsprozesse häuslicher Arbeitsteilung im Eheverlauf: soziale Normen oder ökonomische Ressourcen? In: Zeitschrift für Soziologie 36 (3): 162-181. <http://zfs-online.org/index.php/zfs/article/viewFile/1241/778>.

- Hammes, W. (2011): Haushalte und Lebensformen der Bevölkerung. Ergebnisse des Mikrozensus 2011. https://www.destatis.de/DE/Publikationen/WirtschaftStatistik/Bevoelkerung/HaushalteUndLebensformen_112012.pdf?__blob=publicationFile.
- Hill, P. B.; Kopp, J. (2006): Familiensoziologie. Grundlagen und theoretische Perspektiven. Wiesbaden: VS.
- Hoffman, L. W.; Hoffman, M. L. (1973): The Value of Children to Parents. In: J. Fawcett (Hrsg.): Psychological perspectives on population. New York: Basic Books, 19-76.
- Horvath, D. (2000): Bitte recht weiblich! Frauenleitbilder in der deutschen Zeitschrift Brigitte 1949-1982. Zürich: Chronos.
- Hradil, S. (2003): Vom Leitbild zum „Leidbild“. Singles, ihre veränderte Wahrnehmung und der „Wandel des Wertewandels“. In: Zeitschrift für Familienforschung 15 (1): 38-54.
- Huinink, J.; Konietzka D. (2007): Familiensoziologie: Eine Einführung. Frankfurt a.M.: Campus Verlag.
- Huinink J.; Schröder T. (2008): Sozialstruktur Deutschlands. Konstanz: UTB.
- Industrieverband Haustierbedarf e. V. (2011): In jedem dritten Haushalt lebt ein Tier – Katzen und Hunde nach wie vor sehr beliebt. <https://www.ivh-online.de/de/presse-medien/archiv/mitteilung-des-ivh-pressendienstes/news/detail/News/in-jedem-dritten-haushalt-lebt-ein-tier-katzen-und-hunde-nach-wie-vor-sehr-beliebt.html>.
- Jamieson, Lynn (1998): Intimacy: Personal Relationships in Modern Societies. Cambridge: Polity Press.
- Jurczyk, Karin (2014): Doing Family – der Practical Turn der Familienwissenschaften. In: A. Steinbach, M. Hennig, O. Arránz Becker (Hrsg.): Familie im Fokus der Wissenschaft. Wiesbaden: Springer VS, 117-138.
- Imdahl, M. (1988): Giotto. Arenafresken. Ikonographie, Ikonologie, Ikonik. München: Wilhelm Fink.
- Imdahl, M. (1996, 1979): Giotto. Zur Frage der ikonischen Sinnstruktur. In: A. Janhsen-Vukicevic (Hrsg): Max Imdahl. Gesammelte Schriften 3, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 424-463.
- Kaufmann, F.-X. (1981): Zur gesellschaftlichen Verfassung der Ehe heute. In: F. Böckle, F.-X. Kaufmann, K. Rhaner, B. Welte (Hrsg.): Christlicher Glaube in moderner Gesellschaft. Freiburg im Breisgau: Herder: 44-59.
- Kaufmann, F.-X. (1995): Zukunft der Familie im vereinten Deutschland. Gesellschaftliche und politische Bedingungen. München: Beck.
- Kaufmann, J.-C. (2005): Schmutzige Wäsche: Ein ungewöhnlicher Blick auf gewöhnliche Paarbeziehungen. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft mbH.
- Klement, C.; Rudolph, B. (2003): Auswirkungen staatlicher Rahmenbedingungen und kultureller Leitbilder auf das Geschlechterverhältnis. Deutschland und Finnland. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 44/2003: 23-30.
- Kravdal, Ø. (1990): Who has a Third Child in Contemporary Norway? A Register-Based Examination of Sociodemographic Determinants. Rapport fra Statistisk Sentralbyrå 90 (6).
- Kroneberg, C. (2014): Frames, Scripts, and Variable Rationality: An Integrative Theory of Action. In: G. Manzo (Hrsg.): Analytical Sociology: Norms, Actions, and Networks. Hoboken, NJ: Wiley. 97-123.
- Künzler, J.; Walter, W.; Reichart, E.; Pfister, G. (2001): Gender Divisions of Labour in Unified Germany. Tilburg: Tilburg University Press. http://www.politikwissenschaft.uni-wuerzburg.de/fileadmin/06060101/na_rep.pdf.

- Lindenberg, S. (1985): An assessment of the new political economy: its potential for the social sciences and for sociology particular. *Sociological Theory* 3 (1): 99-114.
- Lück, D.; Diabaté, S. (2015): Familienleitbilder: Ein theoretisches Konzept. In: N. F. Schneider, S. Diabaté, K. Ruckdeschel (Hrsg.): *Familienleitbilder in Deutschland. Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft, Band 48*. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich: 19-28.
- Lück, D.; Gründler, S.; Naderi, R.; Dorbritz, J.; Schiefer, K.; Ruckdeschel, K.; Hiebl, J.; Wolfert, S.; Stadler, M.; Pupeter, M. (2013): *Familienleitbilder 2012. Methodenbericht zur Studie. BiB Daten- und Methodenberichte 2/2013*. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung.
- Lück, D.; Hofäcker, D. (2008): The Values of Work and Care among Women in Modern Societies. In: W. van Oorschot, M. Opielka, B. Pfau-Effinger (Hrsg.): *Culture and Welfare State. Values of Social Policy from a Comparative Perspective*. Cheltenham (GB): Edward Elgar, 289-313.
- Lück, D.; Naderi, R.; Ruckdeschel, K. (2015): Zur Messung von Familienleitbildern: Studiendesign und Operationalisierung. In: N. F. Schneider, S. Diabaté, K. Ruckdeschel (Hrsg.): *Familienleitbilder in Deutschland. Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft, Band 48*. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich: 29-43.
- Lüscher, K. (1997): Familienrhetorik, Familienwirklichkeit und Familienforschung. In: L. A. Vaskovics (Hrsg.): *Familienleitbilder und Familienrealitäten*. Opladen: Leske + Budrich, 50-67.
- Mannheim, K. (1964, 1922): Beiträge zur Theorie der Weltanschauungs-Interpretation. In: K. Mannheim (Hrsg.): *Wissenssoziologie*. Neuwied: Luchterhand, S. 91-154.
- Mannheim, K. (1980, 1924): Eine soziologische Theorie der Kultur und ihrer Erkennbarkeit (Konjunktives und kommunikatives Denken). In: D. Kettler, V. Meja, N. Stehr (Hrsg.): *Karl Mannheim. Strukturen des Denkens*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 155-322.
- Matthias-Bleck, H. (2002): Soziologie der Lebensformen und der privaten Lebensführung – Anmerkungen zu Werner Schneiders Soziologie des Privaten. In: *Soziale Welt* 53 (4): 423-436.
- Mikolajczyk, R.; Rauchfuß, M.; Lamm, D. (2001): Zum Problem der ungeplanten Schwangerschaften in einer hoch entwickelten Gesellschaft. Modellstudie auf einer Wochenstation in Berlin. In: *Zentralblatt für Gynäkologie* 123 (10): 578-584.
- Morgan, D. H. J. (1996): *Family Connections: An Introduction to Family Studies*. Cambridge: Polity Press.
- Morgan, D. H. J. (2011): *Rethinking Family Practices*. Palgrave Macmillan.
- Müller-Doohm, S. (1997): Bildinterpretation als struktural-hermeneutische Symbolanalyse. In: R. Hitzler, A. Honer (Hrsg.): *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik*. Opladen: Leske + Budrich, 81-108.
- Müller-Doohm, S. (1993): Visuelles Verstehen – Konzepte kultursoziologischer Bildhermeneutik. In: T. Jung, S. Müller-Doohm (Hrsg.): *Wirklichkeit im Deutungsprozeß. Verstehen und Methoden in den Kultur- und Sozialwissenschaften*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 438-457.
- Nauck, B. (2001): Der Wert von Kindern für ihre Eltern. „Value of Children“ als spezielle Handlungstheorie des generativen Verhaltens und von Generationenbeziehungen im interkulturellen Vergleich. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 53 (3): 407-435.
- Nauck, B. (2007): Value of Children and the Framing of Fertility: Results from a Cross-cultural Comparative Survey in 10 Societies. In: *European Sociological Review* 23 (5): 615-629.

- Nave-Herz, R. (1989): Zeitgeschichtlicher Bedeutungswandel von Ehe und Familie in der Bundesrepublik Deutschland. In: R. Nave-Herz, M. Markefka (Hrsg.): Handbuch der Familien- und Jugendforschung. Neuwied: Luchterhand: 211-222.
- Nebert, D. (2010): Propaganda Posters. Fighting on the home front, 1939-1945. In: Praxis Englisch 4 (5-2010): 37-41.
- Neuß, N. (2005): Kinderzeichnung. In: L. Mikos, C. Wegener (Hrsg.): Qualitative Medienforschung: Ein Handbuch. Konstanz: UVKK/UTB, 333-342.
- Panofsky, E. (1974): Aufsätze zu Grundfragen der Kunstwissenschaft. Hrsg. von H. Oberer, E. Verheyen. Berlin: Volker Spiess.
- Panofsky, E. (1994): Ikonographie und Ikonologie. Eine Einführung in die Kunst der Renaissance. In: E. Kaemmerling (Hrsg.): Bildende Kunst als Zeichensystem. In: Band 1: Ikonographie und Ikonologie. Theorien – Entwicklung – Probleme. Köln: DuMont, 207-225.
- Parsons, T.; Bales, R. F. (1968): Family, socialization and interaction process. Routledge & Paul. London.
- Pfau-Effinger, B.; Flaquer, L.; Jensen, P. H. (Hrsg.) (2009): Formal and Informal Work in Europe. The Hidden Work Regime. New York: Routledge.
- Pfau-Effinger, B. (1996): Analyse internationaler Differenzen in der Erwerbsbeteiligung von Frauen. Theoretischer Rahmen und empirische Ergebnisse. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 48 (3): 462-492.
- Przyborski, A. (2008): Sprechen Bilder? Ikonizität als Herausforderung für die Qualitative Medienforschung. In: Medien Journal 32 (2/2008): 74-89.
- Röser, J. (1992): Frauenzeitschriften und weiblicher Lebenszusammenhang. Themen, Konzepte und Leitbilder im sozialen Wandel. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Ruckdeschel, K. (2009): Rabenmutter contra Mère Poule. Kinderwunsch und Mutterbild im deutsch-französischen Vergleich. In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 34 (1-2): 105-134.
- Sardon, J.-P. (2006): Fertility in the developed English-speaking countries outside Europe: Canada, United States, Australia and New Zealand. In: Population 61 (3): 267-291.
- Savage, L. J. (1954): The Foundations of Statistics. New York: John Wiley & Sons.
- Schäfers, B.; Kopp, J. (2006): Grundbegriffe der Soziologie. Wiesbaden: VS.
- Scheibelhofer, E. (2006): Migration, Mobilität und Beziehung im Raum. In: B. Hollstein, F. Straus (Hrsg.): Qualitative Netzwerkanalyse. Konzepte, Methoden, Anwendungen. Wiesbaden: VS, 311-331.
- Schimank, U. (2000): Handeln und Strukturen. Einführung in eine akteurtheoretische Soziologie. München: Juventa.
- Schlinzig, T. (2011): Negotiated family identity – multi-locally living children constructing family. Vortrag auf dem Workshop „The Everyday Life of Multi-Local Families. Concepts, Methods and the Example of Post-Separation Families“ am 20./21.10.2011 in München am DJI. http://www.dji.de/workshop_multilocal_families/Schlinzig.pdf.
- Schmidtke, O.; Schröder, F. (2012): Familiales Scheitern. Eine familien- und kultursoziologische Analyse von Stanley Kubricks „The Shining“. Frankfurt a. M.: Campus.
- Schmitt, C.; Winkelmann, U. (2005): Wer bleibt kinderlos? Sozialstrukturelle Daten zur Kinderlosigkeit von Frauen und Männern. Berlin: Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung (DIW Discussion Papers Nr. 473).
- Schneider, N. F. (1996): Nichtkonventionelle Lebensformen. Zwischen Individualisierung und Institutionalisierung. In: Zeitschrift für Frauenforschung 4 (14): 12-24.

- Schneider, N. F. (2008): Lehrbuch Moderne Familiensoziologie: Theorien, Methoden, empirische Befunde. Opladen & Farmington Hills: UTB.
- Schnell, R.; Hill, P. B.; Esser, E. (2005): Methoden der empirischen Sozialforschung. München: Oldenbourg.
- Schulze, G. (1993): Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt a.M.: Campus.
- Seidel, C. (2007): Leitlinien zur Interpretation der Kinderzeichnung. Praxisbezogene Anwendung in Diagnostik, Beratung, Förderung und Therapie. Lienz: Journal Verlag.
- Simon, H. A. (1982): Models of bounded rationality. Cambridge: MIT Press.
- Smart, C.; Neale, B. (1999): Family Fragments? Cambridge: Polity Press.
- Sobotka, T.; Beaujouan, É. (2014): Two Is Best? The Persistence of a Two-Child Family Ideal in Europe. In: Population and Development Review 40 (3): 391-419.
- Statistisches Bundesamt (2012a): STATmagazin – Bevölkerung – Familien mit Migrationshintergrund: Traditionelle Werte zählen. https://www.destatis.de/DE/Publikationen/STATmagazin/Bevoelkerung/2012_03/2012_03Migrationshintergrund.html#Link4.
- Statistisches Bundesamt (2012b): Geburten in Deutschland. Ausgabe 2012. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.
https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/Bevoelkerung/Bevoelkerungsbewegung/BroschuereGeburtenDeutschland0120007129004.pdf;jsessionid=79A45B95D7C943F653ACC1EC5C7A3461.cae1?__blob=publicationFile.
- Strohmeier K. P.; Schulz A. (2005): Familienforschung für die Familienpolitik. Wandel der Familie und sozialer Wandel als Herausforderungen der Familienpolitik. Im Auftrag des Ministeriums für Gesundheit, Soziales, Frauen und Familie des Landes Nordrhein-Westfalen. http://www.ruhr-uni-bochum.de/imperia/md/content/zefir/sozialberichterstattung/familienforschung_fuer_die_familienpolitik.pdf.
- Tivig, T.; Henseke, G.; Czechl, M. (2011): Wohlstand ohne Kinder? Sozioökonomische Rahmenbedingungen und Geburtenentwicklung im internationalen Vergleich. Berlin: Springer.
- Tyrell, H. (2006): Familienforschung – Familiensoziologie. Einleitende Bemerkungen. In: Zeitschrift für Familienforschung 18 (2): 139-147.
- Wurzbacher, G. (1958): Leitbilder gegenwärtigen deutschen Familienlebens. Methoden, Ergebnisse und sozialpädagogische Folgerungen einer soziologischen Analyse von 164 Familienmonographien. Stuttgart: Enke.

Anhang I: Bildmaterial

BILD NR. 1

weiblich, ca. 20 Jahre, Abitur



BILD NR. 2

männlich, 23 Jahre, Abitur



BILD NR. 3
Türkin (30)



BILD NR. 4



BILD NR. 5

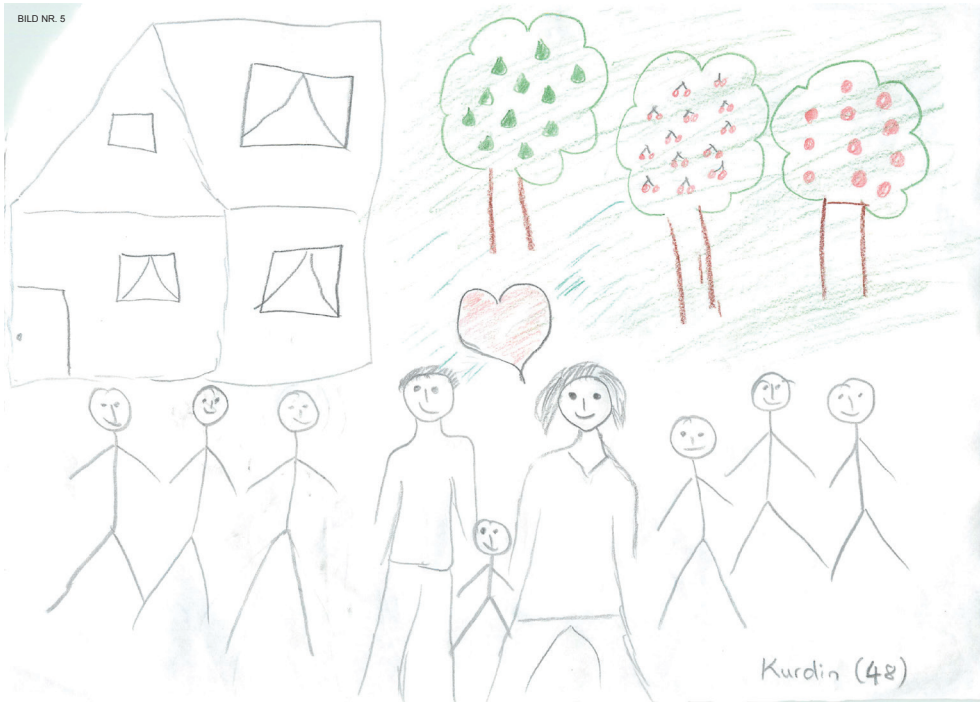


BILD NR. 6



BILD NR. 7



BILD NR. 8

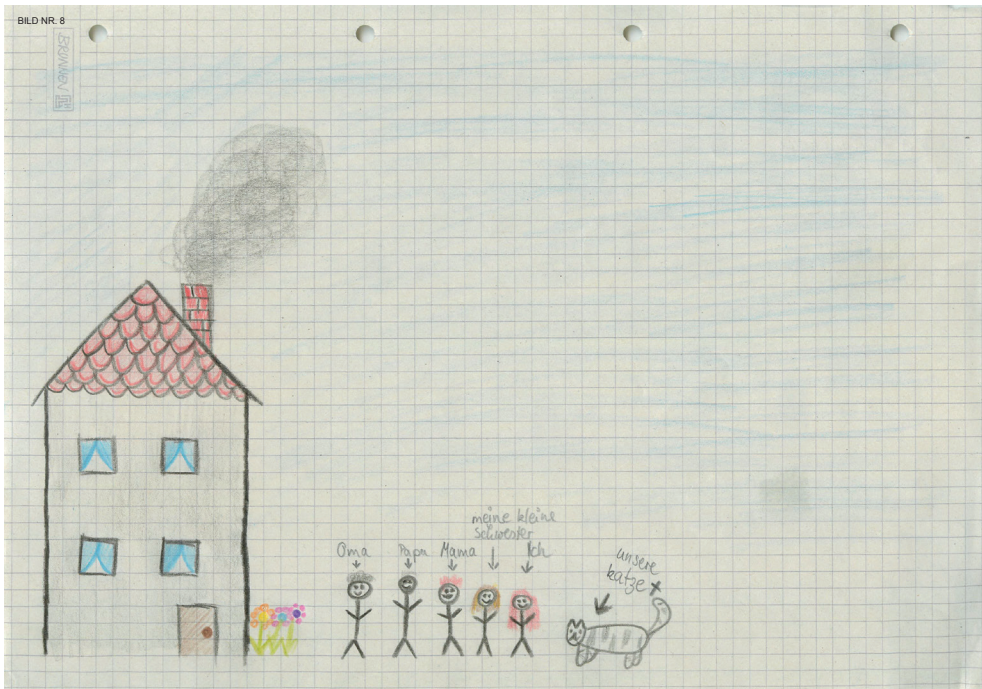






BILD NR. 11

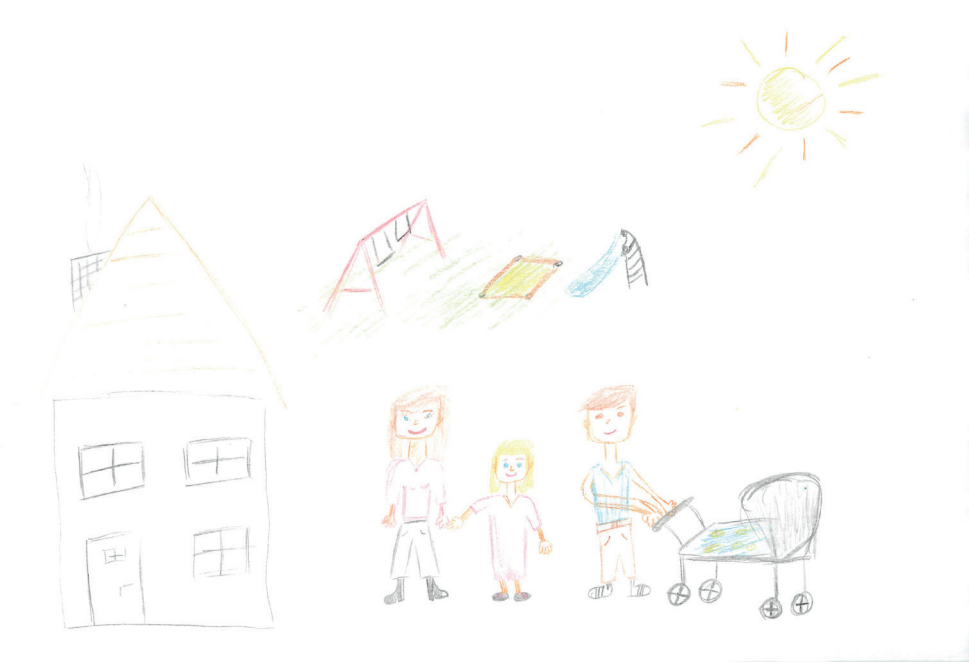


BILD NR. 12



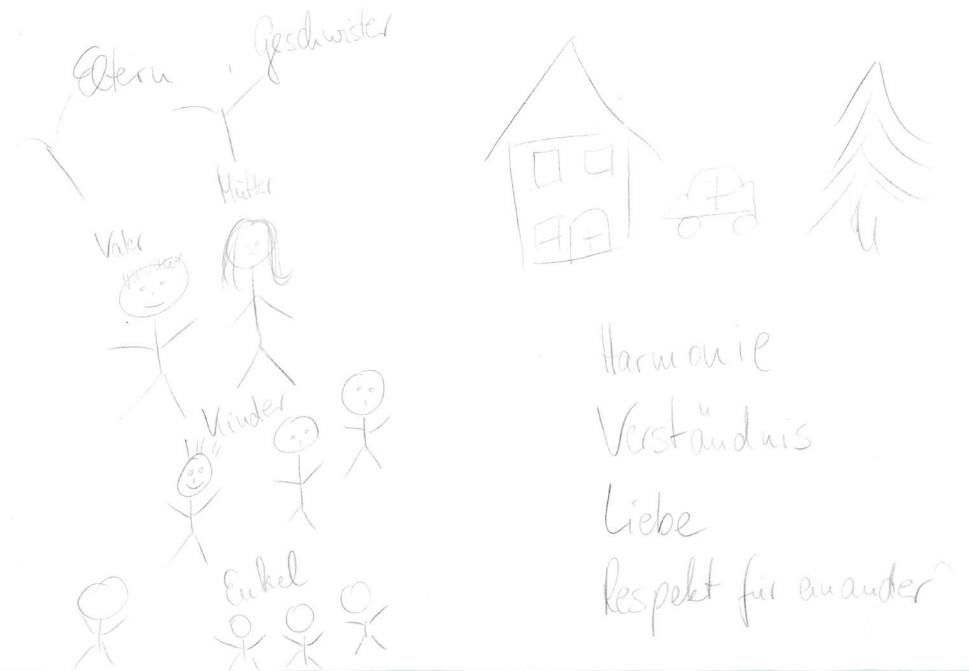


BILD NR. 15



Sch 12/12

BILD NR. 16

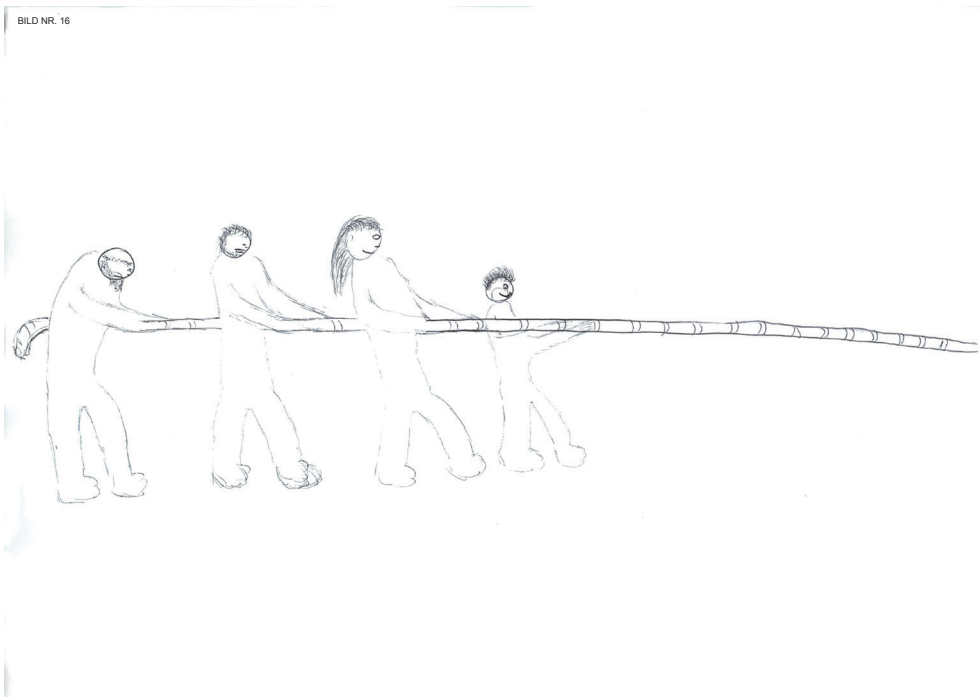


BILD NR. 17

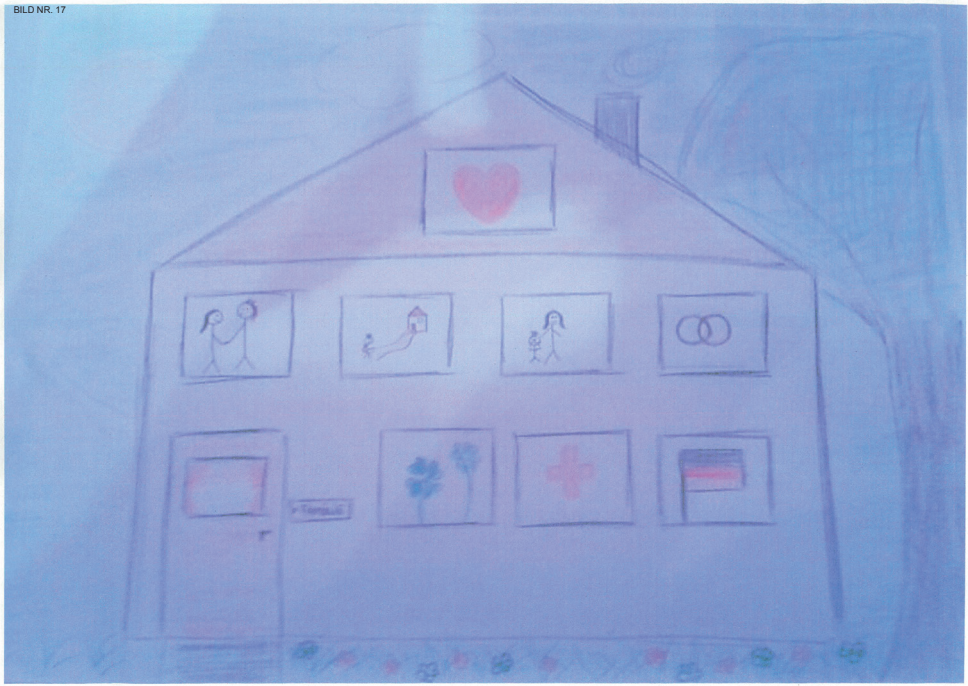


BILD NR. 18

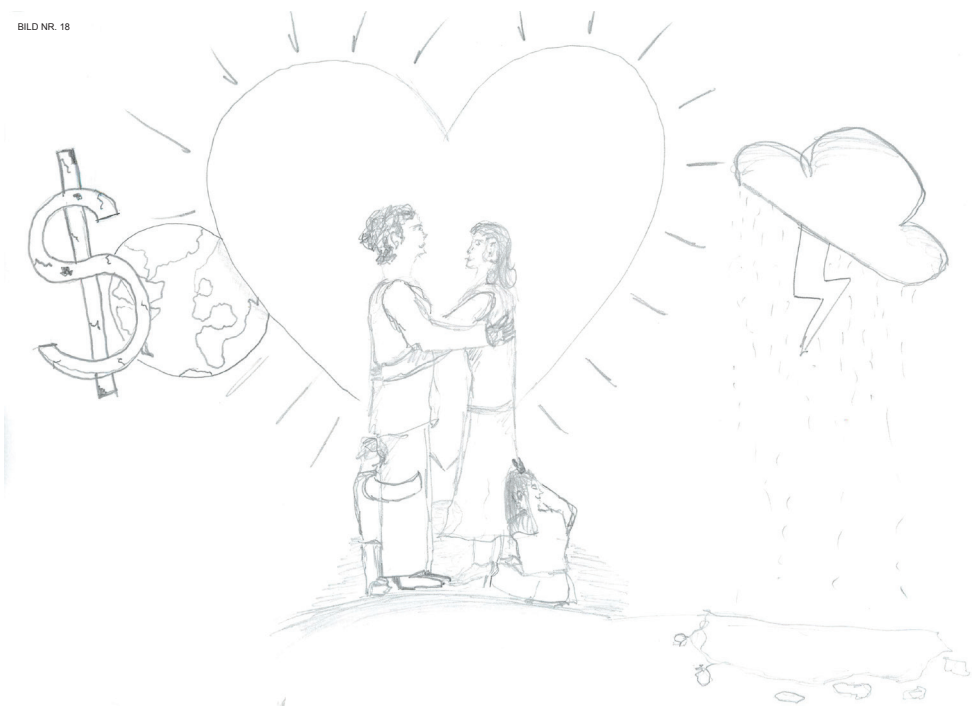


BILD NR. 19



BILD NR. 20

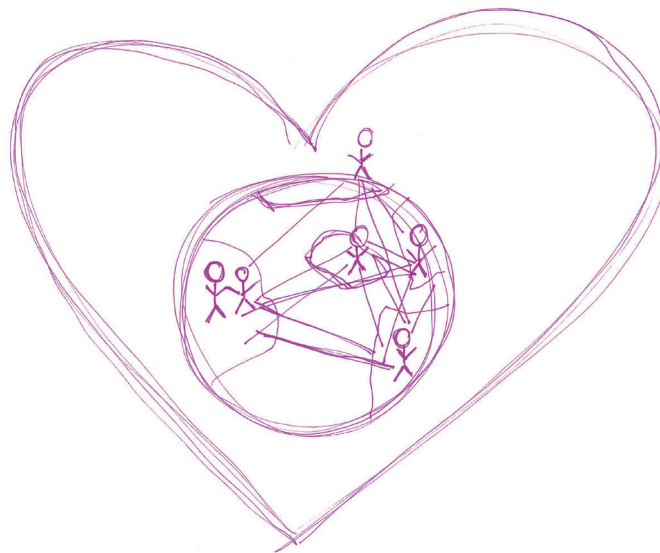


BILD NR. 21



BILD NR. 22



BILD NR. 23



BILD NR. 24



BILD NR. 25



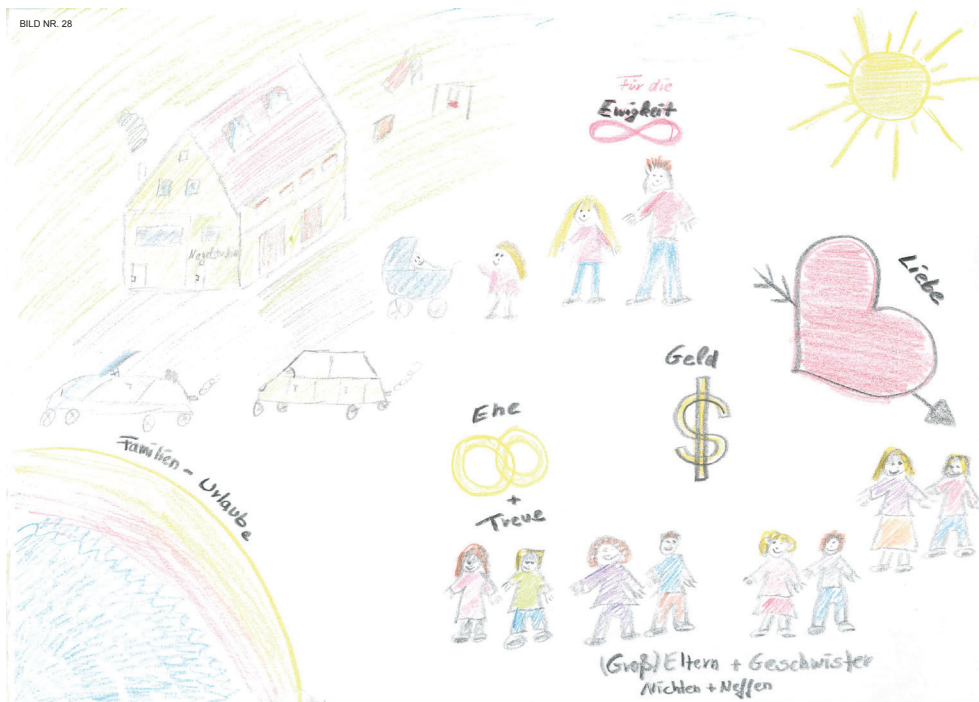
BILD NR. 26



Meine „persönliche“ Familie



Fürsorgepflicht
 Achtung
 Miteinander
 Interesse
 Liebe
 Intimsphäre
 Einigkeit



Familie

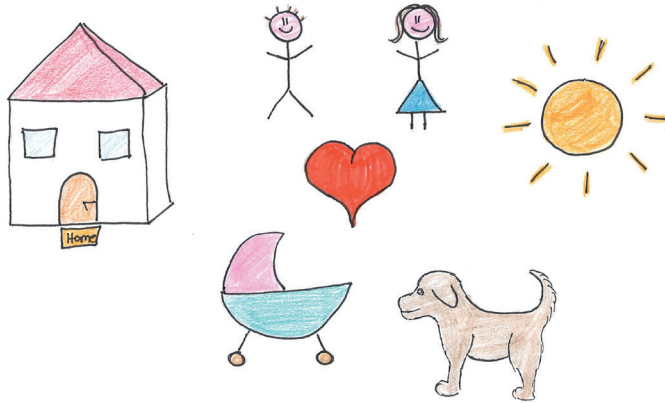


BILD NR. 30
Schülerin 12 Jahre Deutsch weiblich
Familie bedeutet für mich Vater, Mutter und Kinder.



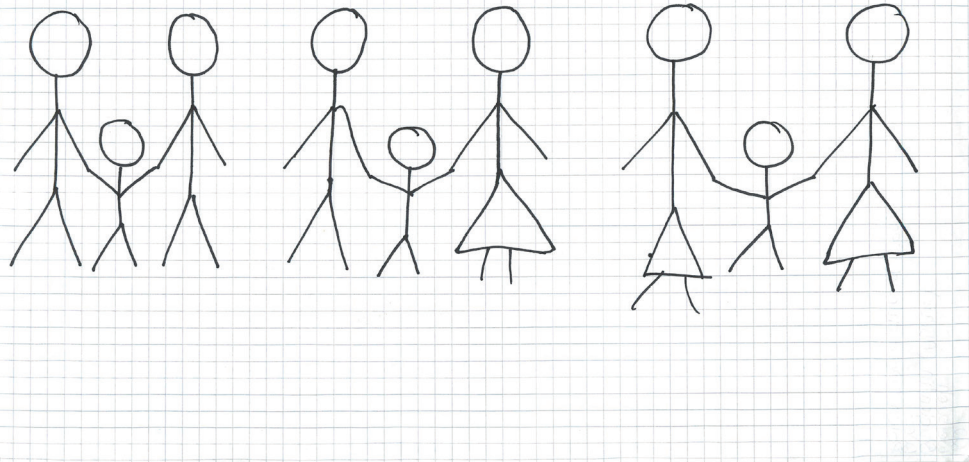


BILD NR. 33



BILD NR. 34

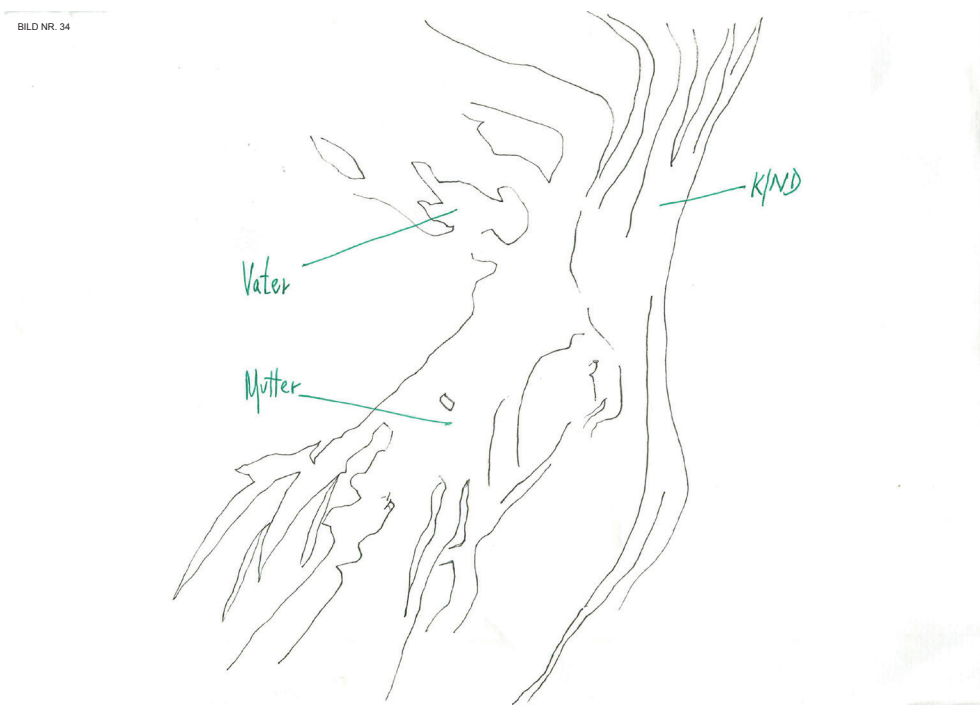
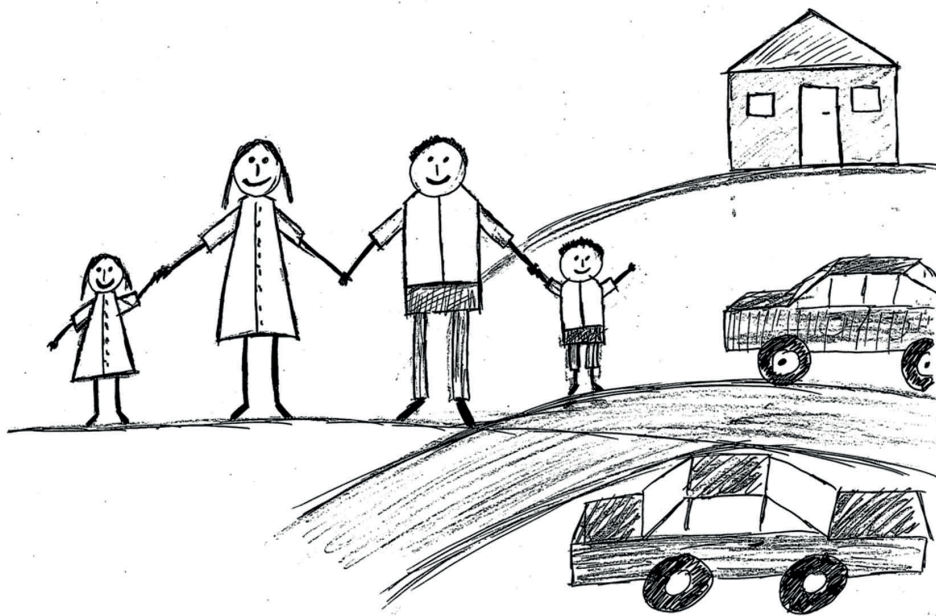


BILD NR. 35
Mama



BILD NR. 36



Anhang II: Sozio-demografische Merkmale der Zeichnerinnen und Zeichner

Bild Nr.	Herkunft	Alter	Geschl.	Bildung	konkreter Arbeitsauftrag
1	West-Deutschland	20	w	vermutlich Abitur	"Male, wie Du Dir die ideale Familie vorstellst!"
2	West-Deutschland	19	m	Realschulabschluss	"Male, wie Du Dir die ideale Familie vorstellst!"
3	Türkei	30	w	Realschulabschluss	"Was stellst Du Dir persönlich unter Familie vor?"
4	Kurdin	27	w	Fachabitur	"Was stellst Du Dir persönlich unter Familie vor?"
5	Kurdin	48	w	kein Schulabschluss	"Was stellst Du Dir persönlich unter Familie vor?"
6	Italien	33	w	Realschulabschluss	"Was stellst Du Dir persönlich unter Familie vor?"
7	West-Deutschland	24	m	Hauptschulabschluss	"Wenn du an Familie denkst, hast du doch bestimmt ein Bild im Kopf. Bitte male dieses Bild!"
8	West-Deutschland	26	w	Abitur (Studentin)	
9	Deutschland	25	m	Abitur (Student)	
10	Kasachstan	24	w	Studium	"Wenn du an Familie denkst, hast du doch bestimmt ein Bild im Kopf. Bitte male dieses Bild!"
11	Deutschland	15	w	(Schülerin)	
12	Deutschland	30	m	Student (abg.)	
13	Deutschland	55	w	(kaufm. Ausbildung)	
14	West-Deutschland	16	w	(Schülerin,	"Was stellst Du Dir persönlich unter Familie vor?"
15	West-Deutschland	29	w	Fachabitur	"Was stellst Du Dir persönlich unter Familie vor?"
16	Deutschland	25	m	Abitur	
17	West-Deutschland	31	w	Studium	"Was stellst Du Dir persönlich unter Familie vor?"
18	Deutschland	23	m	Abitur	
19	?	?	w		
20	Deutschland	25	w	Studium	
21	West-Deutschland	5	w	(noch zu jung)	selbständige Zeichnung ohne Auftrag ("Das ist eine Familie.")
22	afro-deutsch	26	m	Abitur	"Was stellst Du Dir persönlich unter Familie vor?"
23	Deutschland	63	w	Fachhochschulreife	"Was stellst Du Dir persönlich unter Familie vor?"
24	asiatisch-arabisch, 2.	21	w	Abitur (Studentin)	"Was stellst Du Dir persönlich unter Familie vor?"
25	Ost-Deutschland	28	w	Realschule	"Was stellst Du Dir persönlich unter Familie vor?"
26	Ost-Deutschland	21	w	Fachabitur	"Was stellst Du Dir persönlich unter Familie vor?"
27	West-Deutschland	30	w	Abitur	"Was stellst Du Dir persönlich unter Familie vor?"
28	West-Deutschland	29	w	Hauptschulabschluss	"Was stellst Du Dir persönlich unter Familie vor?"
29	West-Deutschland	18	w	Abitur (Jentinn)	
30	Deutschland	12	w	(Schülerin)	
31	Polen	22	w	Abitur (Studentin)	"Wenn du an Familie denkst, hast du doch bestimmt ein Bild im Kopf. Bitte male dieses Bild!"
32	China	27	w	Studium	"Wenn du an Familie denkst, hast du doch bestimmt ein Bild im Kopf. Bitte male dieses Bild!"
33	Südafrika	34	m	Hauptschulabschluss	"Was stellst Du Dir persönlich unter Familie vor?"
34	deutsch-türkisch, 2.	34	m	Abitur (Student)	"Was stellst Du Dir persönlich unter Familie vor?"
35	Italien	27	m	Abitur (Studium)	"Was stellst Du Dir persönlich unter Familie vor?"
36	West-Deutschland	29	m	Studium	"Male ein Bild, wie Du Dir Familie vorstellst!"